FRANCKESCHE STIFTUNGEN

Franckesche Stiftungen zu Halle

Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben

Campe, Joachim Heinrich

Braunschweig, 1790

VD18 12028606

Siebenter Brief. Paris den 24ten Aug. 1789.

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

urn:nbn:de:gbv:ha33-1-212564

Visual Library

Siebenter Brief.

Paris den 24ten Aug. 1789.

Diesmal, lieber St**, schreibe ich Ihnen; denn, wie ich höre, sind Sie nunmehr glücklich, und wie ich von ganzem Herzen wünsche und hoffe, auch völlig gesund von Aachen wieder zu Hause gekommen. Unser T* wird Ihnen meine vorigen Briefe mitgetheilt haben; thun Sie ein Gleiches.

Der heutige Tag — das Fest des heiligen Ludewigs — war, wie gewöhnlich, für Paris und für das ganze Land, der festlichste im Jahr. Ueberall Proceßionen, Glockengeläute von allen Thürmen, Kanonendonner in allen Districten der Stadt, Menschenwogen auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen, und in allen Tempeln der Musen und der Grazien Opfer und Opfernde die Hülle und die Fülle!

Heute stehen nämlich alle Akademien — vielleicht zum letztenmal — offen; man harangirt; man complimentirt; man applaudirt; man stellt den Ertrag der schönen Künste in den beiden letztverflossenen Jahren aus; man erkennt den Dichtern, den Lobrednern, den Mahlern, Bildhauern, Baukünstlern, ja sogar — ernsthaft, lieber St**! — der Tugend selbst Preise zu. Der Tugend? — Nicht anders! Scheint es Ihnen wunderbar, daß die vierzig

Im-

Immortels *), welche sich bisher zu unumschränkten Gesetzgebern der Sprache, der Künste und der Wissenschaften aufgeworfen hatten, sich zuletzt auch anmaaßen durften, dem lieben Gott selbst ins Amt zu greifen, und alljährlich festzusetzen, welche unter den unzählbaren, gesehenen und ungesehenen Handlungen von vier und zwanzig Millionen Menschen, die tugendhafteste seyn und als solche belohnt werden sollte? **)

Mein lieber und sehr gefälliger Freund Mercier hatte sich erboten, sich mir für diesen Tag ganz zu überlassen, und unser Cicerone zu seyn. Er fand sich daher schon früh in unserm Quartiere ein; und wir gingen, von ihm geführt, zum alten Louvre, wo man die Producte der Künstler ausgestellt findet.

Gleich beim Eintritt ins Portal und weiter hin auf dem Hofe sieht man die Werke der Bildhauer und der Baukünstler stehen. Es waren einige vortrefliche Stücke darunter. Dies ist alles, was ich Ih-

*) Man kennt die pralerische Ueberschrift ihres Versammlungsaals; A l'immortalité!

**) Ich äußerte gegen Hrn. Marmontel meine Bedenklichkeit über den Nutzen und über die Mislichkeit dieser Tugendkrönungen; er meinte aber, bis jetzt habe die Akademie bei denjenigen tugendhaften Personen, die sie krönte, zu diesen Bedenklichkeiten noch keinen Grund gehabt.

Ihnen davon sagen mag, und dies ist auch, wie ich vermuthe, alles, was Sie davon zu wissen verlangen.

Von da steigt man eine Treppe hinauf, und kömmt zum Gemäldesaal. Hier fanden wir das Gedränge, ohngeachtet es noch ziemlich früh am Tage war, schon außerordentlich groß und beschwerlich. Mit vieler Mühe arbeiteten wir uns in den Hauptsaal, welcher die meisten und schönsten Stücke enthält, hinein; allein der Drang, den wir darin auszustehen hatten, und die Hitze, welche durch das Zusammensenyn so vieler Menschen entstand, waren so groß, daß der dargebotene Augenschmaus von seiner Annehmlichkeit dadurch viel verlor.

Unter denjenigen Stücken, welche unsere Aufmerksamkeit am ersten auf sich zogen und am längsten fesselten, zeichneten sich besonders die von Mad. le Brün aus. Sie hatte unter andern die Gesandten des Tippo-Saïb gemalt; und dies wurde für ihr Meisterstück gehalten. Was mich betrift, so erklärte ich mich für ein anderes Stück, welches, wenn ich recht berichtet bin, von eben dieser wackern Künstlerin war. Es stellte eine Mutter, die ihr Kind auf dem Arme hielt, mit einer Anmuth, welche bezauberte, und mit so viel Wahrheit dar, daß man getäuscht ward. Besonders war der das Kind umschlingende Arm so meisterhaft hervorgetrieben, daß

man

man, wenn man nicht gewußt hätte, daß es Mahlerei wäre, ihn nothwendig für einen wirklichen Arm von natürlicher Ründung hätte halten müssen. Aber noch mehr als dies und mehr als alles andere, interessirten mich zwei Portraits, welche an Geschichten erinnerten, die durch die gegenwärtige Revolution wieder neues Interesse erhalten haben. Das eine stellt einen der vorzüglichsten und talentvollsten Volksvertreter in der Nationalversammlung, den Hrn. Lally-Tolandal, vor, dessen Vater, wie Sie wissen, zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf der Place de Grève öffentlich enthauptet wurde, weil man ihm Schuld gab, daß er Pondichery, wo er commandirt hatte, nicht aus Noth, sondern aus Verrätherei den Engländern übergeben habe; eine Beschuldigung, die von Vielen schon damals und auch noch jetzt für ungegründet gehalten wird. Auf dem Bilde nun, von dem ich rede, ist jener Lally, der Sohn, in einer sehr edlen und kraftvollen Stellung dergestalt vorgestellt, daß er mit der einen Hand einen den Kopf seines enthaupteten Vaters deckenden Flor in die Höhe hebt, und aus der andern eine Rolle ablaufen läßt, worauf die Worte stehn, die sein Gesicht und seine Stellung zu gleicher Zeit in die Seele des gerührten Zuschauers rufen: Non, mon pere n'étoit pas coupable — nein, mein Vater war nicht strafbar! Was für eine Wirkung dies ausdrucksvolle Bild auf den Zuschauer macht, der diesen treflichen

Mann

Mann*) einige Tage vorher in die Nationalversammlung bewunderte, kann ich Ihnen nicht beschreiben.

Das zweite Stück, welches aus ähnlichen Ursachen an sich zog, war ein Portrait des Ihnen bekannten Hrn. la Tüde, der, wie Sie aus seiner von ihm selbst beschriebenen Geschichte sich erinnern werden, um der Ehrendame Pompadour willen acht und dreißig Jahre lang in den gräulichsten Kerkern der französischen Staatsgefängnisse gesteckt und sich endlich durch Hülfe einer von ihm selbst aus Hemden, u. s. w. verfertigten, 120 Fuß langen Strickleiter, die er in achtzehn Monaten zu Stande brachte, von einem der Bastillenthürme herabgelassen und sich so in Frei-

*) Treflich wegen seiner großen Gaben, und wegen der muthigen und, wie es schien, ganz patriotischen Anwendung, die er in den ersten Tagen der Revolution davon machte. In der Folge machte er sich bei Einigen einer geheimen Parteilichkeit für die Aristokratie verdächtig; und sowol seine nachher erfolgte Trennung von der Nationalversammlung, als auch die bittere, durch Uebertreibung verunstaltete Schrift, die er gegen dieselbe herausgegeben hat, werden für eine Bestätigung dieses Verdachts gehalten. Ich selbst bin unfähig darüber zu urtheilen.

Freiheit gesetzt hatte. Man war damals geneigt diese ganze Geschichte, weil sie gar zu wunderbar klang, für eine Fabel zu halten; jetzt ist ihre Wahrheit erwiesen. Herr la Tude wird auf dem besagten Gemählde vorgestellt, wie er die Zerstöhrung der Bastille ansieht, und seine Freude darüber äußert. Die Strickleiter, der er seine Befreiung verdankte, liegt zu seinen Füßen. Ich hätte die wirkliche Leiter selbst sehen können; denn sie hing heute, wie ich diesen Abend zu spät erfuhr, zu Jedermanns Ansicht, am Fuß der Treppe, auf der wir, ohne darauf zu merken, zum Gemählde saal hinauf gestiegen waren.

Indem das Publicum diese interessanten Portraits mit großer Theilnehmung betrachtete, äußerte es zu gleicher Zeit seinen Unwillen über so viel andere, die weder wegen der Urbilder, die sie darstellten, noch durch die Kunst, die sie verriethen, des Platzes, den sie einnahmen, würdig waren. Auch hatte man schon diesen Morgen, bei Eröffnung des Saals, an einigen derselben sehr beissende Einfälle angeheftet gefunden, die zwar sogleich abgenommen wurden, sich aber nichts destoweniger von Mund zu Mund durch ganz Paris verbreiteten. Einer derselben befand sich unter dem Bilde eines höchstunbedeutenden Officiers, der noch nie einen Feldzug mitgemacht hat. Dieser lautet so:

Nos

Nous ennemis! j'irois les battre,
J'irois tirer sur eux jusqu'à brûle pourpoint:
Et j'irois moi seul contre quatre - - -
Si j'étois assuré qu'ils ne tirassent point. *)

Es zeigte sich, dünkt mich, auch hier sehr deutlich, wie sehr die Franzosen sich seit einigen Jahren von ihren ehemaligen Lieblingsfächern — den Künsten und schönen Wissenschaften — zu den ernsteren Beschäftigungen des Geistes, welche Philosophie und die Staatswissenschaften darbieten, gewandt haben müssen. Denn theils war die Sammlung der ausgestellten Kunstwerke in Vergleich mit andern Jahren und in Betracht, daß sie den Ertrag zweier Jahre zugleich enthielt, sehr geringe; theils verriethen, nach dem Urtheil der Kenner, nur sehr wenige darunter das Gepräge der Meisterhand, und diese wenigen rührten noch dazu größtentheils von einem Weiberpinsel her. Jetzt scheint vollends alles, was zeichnen kann, sich nur mit Zerrbildern (Caricaturen), die dermaligen Zeitumstände betreffend, zu beschäftigen. Ihre Zahl nimmt täglich zu; wohin man kömmt und blickt, da sieht man welche. Heute zeigte man mir eine dergleichen Zeichnung, die erst

*) Ihr Feinde — ha! nehmt euch in Acht:
Ich machte traun! auf euer hundert Jagd,
Und schöß' euch Knall und Fall wie Füchs' und Hasen nieder,
Wüßt' ich nur ganz gewiß — ihr schösset niemals wieder.

noch gestochen werden sollte, und die ohne boshaft zu seyn, doch närrisch genug ersonnen war. Sie stellte Ludewig XVI. in dreierlei Umständen dar. Zuerst als Einen, der sich nicht wohl befindet; ihm reicht la France einen Becher, worin ein Tränkchen ist, la constitution françoise genannt, und er nimmt ihn mit Entschlossenheit. Das Tränkchen wirkt; der König giebt etwas von sich, und siehe! es ist le despotisme. Kaum haben Sr. Majestät sich dieses Unraths entladen, so befinden sie sich ausnehmend wohl; ihre Augen glänzen und auf ihrem Gesichte liegt der Ausdruck einer vollkommenen Zufriedenheit.

Verzeihung, daß ich Sie mit einer Kleinigkeit unterhielt! Um Sie auf der Stelle schadlos dafür zu halten, führe ich Sie zu den Unsterblichen.

Aber in das Heiligthum dieser Herrn einzudringen, ist nicht so leicht.*) Piron hatte Recht, als er sagte: il est plus difficile d'y entrer que d'en être. Das erstere wenigstens, daß nämlich der Ein-

*) Sie versammeln sich bekanntlich gleichfalls auf dem alten Louvre. Ihr Saal ist mit Bildnissen in Lebensgröße von einigen französischen Königen und Königinnen, auch von andern gekrönten Musenfreunden, wie z. B. von dem jetztregierenden König von Dännemark, geziert. Ein Bild von Friedrich den Einzigen war nicht darunter.

Eintritt in die Akademie ihre großen Schwierigkeiten habe, weiß ich nun aus eigener Erfahrung. Herr Marmontel war zwar so gütig gewesen, mir Eintrittsbillets für uns zu geben: allein diese halfen uns nur bis in das Heilige, d. i. bis in die Vorzimmer des Versammlungssaals. Das Allerheiligste, oder der Saal selbst, war — ohngeachtet wir anderthalb Stunden früher, als die Herrn Vierziger kamen — mit Menschen beiderlei Geschlechts schon dergestalt vollgepfropft, daß wir es erst vor mehr als Einer Thür versuchen mußten, bis es uns endlich mit ein wenig Unverschämtheit glückte, uns ein paar Schritte weit in den Saal hineinzuarbeiten und festen Fuß darin zu fassen. Ich verspreche mich; einen festen Standpunkt zu gewinnen war unmöglich. Die gepreßte Menschenmasse, die zum Theil auf den Zehen stand, weil Viele nicht so viel Fläche unter sich hatten, als ihre Füße erfoderten, war in steter schwankender Bewegung, die durch das unaufhörliche Eindringen neuer Ankömmlinge beiderlei Geschlechts unterhalten wurde. Einer trug den Andern und wurde von Andern wieder getragen; kleine und leichte Personen schwebten in der Luft. Hätte eine von den Wänden des Saals nachgegeben: so würde die ganze, mehr schwebende als stehende Versammlung mit einemmal auf der Nase gelegen haben. Denken Sie sich einen sehr heissen Nachmittag und den Umstand hinzu, daß die Sonne in gerader Richtung auf die hohen Fenster schien, und urtheilen Sie dann, wie

wir hier schon vorher schmoren mußten, noch ehe der akademische Glanz der Vierziger den Saal erfüllte!

Hier habe ich denn auch gesehn, wie weit die Liebe der französischen Damen, wo nicht zu den Wissenschaften, doch zu schönen und witzigen Reden geht; aber ich habe mich auch zugleich überzeugt, daß die Nerven und Muskeln dieser Damen — bei allen ihren Ansprüchen auf bel-ésprit, Literatur und Künste — noch viel straffer und ausdauernder seyn müssen, als die der deutschen, welche auf den zweideutigen Ruhm einer gelehrten Ausbildung, wie jene, Anspruch machen. Nicht eine einzige von ihnen bekam — so viel ich wenigstens bemerken konnte — Ohnmachten oder Dämpfe (vapeurs), ohngeachtet viele sich in einem Gedränge befanden, dem Männerkräfte kaum gewachsen waren. Mit einer Art von Erstaunen bemerkte ich nachher, da die Vorlesungen angingen, daß diese Märterinnen des Witzes und der Gelehrsamkeit, bei jedem witzigen oder sinnreichen Worte, womit die Herrn Akademiker ihre Reden von Zeit zu Zeit aufzustutzen Sorge trugen, uneingedenk des martervollen Zustandes, worin sie sich befanden, vor Freuden laut aufschrieen und vor unmäßiger Bewunderung fast in convulsivische Bewegung geriethen. Ihre Gesichtsmuskeln waren dabei, theils von Drang und Hitze, theils von lebhafter Theilnehmung, hoch aufgelaufen; ihre Wangen glühten, und ihre Augen schienen in Entzücken zu schwimmen,

men, indeß ihr Leib sich auf der Folter befand. Ihre Hände waren fast unaufhörlich mit Klatschen beschäftiget, und aus ihrem schönen Munde ertönte ein Bravo! ein ah! que celà est bien dit! ah! charmant! u. s. w. nach dem andern.

Herr Abbé Barthelemi, welcher an dem heutigen Tage zum Mitgliede aufgenommen ward, machte den Anfang der Feierlichkeit durch Ablesung seiner Antrittsrede; die im Nahmen der Akademie von dem Chevalier Herrn Boufflers beantwortet ward. Beides geschahe, nach akademischem Hofzwang (étiquette) im Sitzen und mit bedecktem Haupte. Sowol die eine als auch die andere Rede war voll von feinen verbindlichen Anspielungen und von zugespitzten sinnreichen Gedanken, welche jedesmal nicht bloß beklatscht, sondern auch durch allgemeine laute Zurufungen belohnt wurden. Die Redner mußten daher fast bei jeder Periode einhalten, um erst den stürmischen Beifall der Versammlung ausbrausen zu lassen. Bei folgender Wendung, in der Herr Barthelemi, auf den Beifall anspielte, womit man seinen jungen Anarchasis aufgenommen hat, gerieth die Versammlung fast außer sich! ich erinnere mich hierbei des alten Griechenlands — und wie könnte ich seiner je vergessen, ohne im höchsten Grade undankbar zu seyn? Das Klatschen und Beifallrufen wurden in diesem Augenblicke so heftig und durchdringend, daß ich glaubte die Fenster würden davon zerspringen.

Dieses Aufbrausen ist den Franzosen so natürlich, daß es sich bei allen ihren Versammlungen, und überall mit gleicher Lebhaftigkeit äußert. In Deutschland können wir uns kaum einen Begriff davon machen.

Ich war unvermögend, den Drang und die Hitze länger auszuhalten. Mit vieler Mühe gelang es mir, mich aus der Thür hinaus und dann durch den dichten Haufen der Herrn und Damen, welche das Vorzimmer anfüllten durchzuschieben. Als ich endlich einen freien Platz erreichte, geschahe mir, wie dem Fische, der durch einen glücklichen Sprung vom Trocknen, wo er schmachtete, sich wieder in sein Element versetzt sieht. Ich büßte darüber, was mir leid that, die Gesellschaft des Hrn. Mercier für diesen Abend ein, und zum Ersatz dafür habe ich mich nun hingesetzt, um dies alles für Sie zu Papier zu bringen.

Nach geendigten Reden hat man die für dieses Jahr ausgesetzten Preise zuerkannt. Den Preis der Dichtkunst erhielt Msr. de Fontanes. Der Gegenstand seines Gedichts war das im Nov. 1787 gegebene Edict zum Vortheil der Nicht-Katholiken. Seine Verse, welche vorgelesen wurden, werden sehr gerühmt. Bei einer Stelle, worin er von Neckern sagt:

Ce ministre
Que les complots des cours ont trois fois exilé,
Et que le voeu publique a trois fois rappellé.

ist

ist des Freudengeschreies und des Beifallgebens kein Ende gewesen.

Den Preis der Tugend hat eine — alte Jungfer von siebenzig Jahren erhalten; aber nicht deswegen, weil sie ihre jungfräuliche Ehre bis dahin unbefleckt erhalten, sondern deswegen, weil sie in den ersten Tagen der Revolution sich durch eine heroische That ausgezeichnet hat. Seit vierzig Jahren diente sie als Magd in dem Hause des Hrn. Revillon, eines wohlhabenden Fabrikanten, welcher gefärbte Papiere machen läßt. Dieser Mann hatte das Unglück gehabt, beim Volke gewisser Reden wegen, die er geführt haben sollte, als einer seiner Feinde und Unterdrücker angeschwärzt zu werden, und der aufgebrachte Pöbel beginnt das Haus desselben zu stürmen. Er selbst und alle seine Hausgenossen fliehen. Die ehrsame alte Jungfrau allein weicht nicht von der Stelle; sie stellt sich vielmehr mit ausgebreiteten Armen in die Thür, und betheuert, daß man, wenn man hinein wollte, damit anfangen müsse, sie zu tödten, weil sie, so lange noch ein Athemzug in ihr wäre, nimmermehr zugeben würde, daß man in dem Hause ihres guten Herrn Gewaltthätigkeiten ausübte. Das übrige Detail dieses Auftritts ist mir nicht bekannt geworden. Man sieht aber, daß der stürmende Pöbel der Ehrlichkeit und den Muth dieser braven alten Person müsse Achtung erwiesen haben, weil man sie sonst heute nicht hätte in die Akade-

mie führen können, um ihr daselbst den Kranz der Tugend aufzusetzen.

Wie die Zeiten sich ändern, lieber St.**! Und wie die Menschen, sogar die akademischen Menschen, auf dem Strome der Zeiten dahin schwimmen, und mit ihm zugleich sich ändern! Unter Ludewig XIV. setzte die französische Akademie zur Preisfrage aus: **welche unter allen Tugenden dieses Königs die größte und bewundernswürdigste wäre?** — dieses Königs, der das Edict von Nantes umgestoßen hatte! Heute krönte sie ein Gedicht, worin Ludewig XVI. gepriesen wird, daß er das Edict von Nantes, wo nicht ganz, doch zum Theil wenigstens wieder hergestellt hat! Vor zwanzig, vielleicht vor zwölf Jahren noch, zählte Rousseau diese Akademie, wenigstens viele ihrer Mitglieder, zu den eifrigsten unter denen, die ihn verkannten, die ihn haßten, die ihn von der sie demüthigenden Höhe, zu welcher er sich emporgeschwungen hatte, wo möglich, gern herunter gezerret hätten: heute setzte eben diese Akademie fürs künftige Jahr einen Preis für die beste Lobschrift auf J. J. Rousseau aus. Wäre er heute von den Todten erstanden, sie hätten ihm, glaube ich, wol gar einen ihrer sammtnen Lehnstühle angeboten. Ob er ihn aber würde angenommen haben?

A propos von Rousseau! Ich habe schon in einem meiner vorigen Briefe gesagt, daß wir eine

Wall-

Wallfahrt zu seinem Grabe nach Ermenonville vorgenommen haben. Nächst den wundervollen Auftritten, welche von der jetzigen Revolution veranlaßt werden, war in ganz Frankreich nichts, was mich stärker, als dieses Grab und jede Nachricht, die ich von dem darin schlumernden großen Todten auftreiben konnte, an sich zog; und da ich Ihres gleichgestimmten Mitgefühls dabei versichert bin: so unterhalte ich Sie, für diesen Abend wenigstens und bis mein Licht zu Ende gebrannt seyn wird, nur noch von — Ihm. Da er zu der jetzigen Wiedergeburt von Frankreich so sehr mitgewirkt hat: so glaube ich, indem ich von ihm rede, von dem eigentlichen Gegenstand dieser Briefe keinesweges abzuweichen.

Das schöne romantische Ermenonville, welches die Natur und der Hr. von Gerardin recht eigentlich dazu geschaffen und eingerichtet zu haben scheinen, das Grab eines solchen Mannes zu seyn, beschreibe ich Ihnen, bei meiner Zurückkunft, mündlich oder, wenn Sie wollen, in meiner eigentlichen Reisebeschreibung. Jetzt sage ich Ihnen nur, daß diese ganze Gegend mit allen darin befindlichen Anlagen ein Sinnbild von Rousseau's Geist und Character zu seyn scheint. Sie ist, wie er und seine Schriften, tief und erhaben, melancholisch und reizend, romatisch und schlicht, kühn und bescheiden, mannigfaltig und simpel, kunstvoll und natürlich, wild

und

und freundlich. Sie scheint ein Stück von einer andern Welt zu seyn, das, man weiß nicht wie, hierher geschleudert ward; eine Idee, der man sich kaum erwehren kann, wenn man an die öden Sandsteppen zurückdenkt, durch die man, von Chantilly kommend, in dieses Elisium geführt wird. Nie habe ich an einem andern Orte empfunden, was ich hier empfand; so wie ich nie bei den Werken irgend eines andern Schriftstellers diejenigen Wirkungen in mir verspürte, welche Rousseau's Schriften immer in mir hervorbrachten und noch jetzt hervorbringen, so oft ich sie wieder zur Hand nehme. Ich war bis zum tiefsten Seelenschmerz gerührt, und fühlte mich gleichwol niemals glücklicher. Thränen quollen mir in die Augen, indeß ein unwillkührliches Lächeln auf meinen Lippen schwebte. Bei jedem Tritte, den ich auf dem mir heiligen Boden that, schoß es mir wie Feuer, in die Seele: hier ging auch Er! Jetzt steht dein Fuß vielleicht auf der nämlichen Stelle, worauf vor wenigen Jahren noch der seinige stand! Ich hätte die Schuh ausziehen mögen. Wohin ich mich setzte — es sind an jeder vorzüglich romantischen, zum Nachdenken oder zu Träumereien einladenden Stelle Fels- oder Grasbänke angebracht — da glaubte ich noch die Lebenswärme zu spüren, die Rousseau, auf eben diesem Platze sitzend, demselben mitgetheilt hatte.

Ich eilte nach dem Hause, welches der unsterbliche Mann während seines Aufenthalts zu Ermenonville

ville bewohnte, und worin er starb. Es ist ein kleines bescheidenes Häuschen, zwar in der Nähe des Schlosses, aber ganz unter Bäumen versteckt. Man führte mich die Treppe hinauf. Hier traten wir in das kleine Zimmer, welches er einst bewohnte, und worin er auch zu schlafen pflegte. Sein Bett stand noch da; gegen demselben über der alte Lehnstuhl, worin sein Körper sitzen blieb, als der große Geist, der bis dahin ihn belebt hatte, sich zum Vater der Geister erhob. An diesem Zimmer ist ein kleines Kabinetchen, kaum drei Ellen lang und tief; das nämliche, worin jener Lehnstuhl damals stand, und worin R. verschied. Seine letzten Worte — an seine unwürdige Frau*) gerichtet — waren folgende: „Erzeige mir, liebes Weib, den Gefallen, das Fenster zu öffnen, damit ich noch einmal so glücklich sey, jenes Grün zu sehen. — Wie schön es ist! — Wie klar und heiter der Tag! — O wie ist die Natur doch so groß! — Sieh jene Sonne; scheint ihr lachendes Antlitz mich nicht abzurufen? — Welch un-

*) Das Beiwort, welches ich der Mad. Rousseau hier gebe, gründet sich auf die einstimmigen Nachrichten, die ich zu Ermenonville und zu Paris von ihr einzuziehen Gelegenheit hatte. Seitdem ist der zweite Theil der Rousseauischen Bekenntnisse ans Licht getreten; und in diesem erscheint sie besser. Die Zeit wird lehren, ob wir dem Urtheile ihres Mannes oder dem des Publicums über sie am meisten Glauben beizumessen haben.

Anm. der dritten Ausgabe.

unermeßliches Licht! — Sieh da Gott selbst; ja, Gott selbst, der mir seine Arme öffnet, und zum Genuß jenes ewigen unwandelbaren Friedens einladet, nach dem ich so lange mich gesehnt habe! —" Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sank ihm das Haupt auf die Brust, und — er war nicht mehr!

Was ich auf dieser mir heiligen Stelle stehend, nach jenen grünen Aesten und nach dem schmalen Streif vom Himmel blickend, wohin seine Augen in dem Moment, da sie brachen, noch gerichtet waren, empfand — Ihnen das zu beschreiben, werden Sie mir wol nicht zumuthen wollen.

Jetzt wallten wir nach seinem Grabe. Der Weg dahin führt durch eine Menge romantischer Anlagen, wovon die eine immer noch anmuthiger als die andere ist. Der Tag war heiter und schön. Die Luft schien Kleists Zuruf vernommen zu haben;

Ihr Winde, wehet sanft; die heilge Asche ruht!

Kaum daß ein leichtes Lüftchen es wagte, durch das Rohr des Teichs zu flüstern, worin die Pappelninsel schwimmt — ach! nicht mehr schwimmt! Ein Wolkenbruch hat vor einigen Jahren den Damm des Teichs zerrissen; seitdem ist das Wasser abgelaufen, und ein mit Schilf bewachsener Sumpf umgiebt die Insel. Je näher wir dieser kamen, desto heftiger klopfte mein Herz. Jetzt standen wir daneben, das ehrwürdige Monument im Angesicht; aber unvermögend

gent zu ihm hinzugehn. Ein zehn Schritt breiter unergründlicher Sumpf hielt uns davon zurück. Ich schäme mich nicht, es zu sagen: ich war so bewegt, daß ich die Arme darnach ausstreckte. Wäre es nur um eine Benetzung bis an die Knie zu thun gewesen, ich hätte mich hineingestürzt und wäre durchgewadet. — Die feierliche Stille der Natur; die Dunkelheit des buschreichen Waldes, worin wir standen; die dagegen abstechende Bläue des Himmels über der Pappelninsel; das weiße Grabmal auf derselben, von hohen, sanftschwankenden Pappeln beschattet; und vor allem der Gedanke: da liegt der Mann, dem du, dem die Menschheit so viel, dem Frankreich, das ihn höhnte, seine Freiheit *) verdankt! Da ruht er nun, von einer dankbaren Nachwelt beweint, der, so lange er lebte und aus der unerschöpflichen Fundgrube seines tiefen Geistes Gedanken auswarf, welche die Menschen, ihrer Größe und Neuheit wegen, noch nicht fassen konnten, von seinen engbrüstigen und neidischen Zeitgenossen verkannt, gehaßt, gekränkt und verfolgt wurde! — dies alles und die klagenden Inschriften, welche gefühlvolle Wan-

*) Denn ohne seinen Contrât social — dem nunmehrigen Volksbuche der freien Gallier — stünde die Bastille vielleicht noch heute; weil, ohne ihn, die Menschen vielleicht noch heute nicht recht wissen würden, was Volk und König sind, und in welchem Verhältniß beide mit einander stehen.

Wanderer hier rings umher an den Bäumen und auf den Steinen zurückgelassen hatten, versetzten mich, ich wiederhole es, in einen Empfindungszustand, den ich in Betracht seiner Innigkeit und der wunderbaren Mischung von Schmerz und Freude, von Liebe und Erbitterung, von Erhebung und Niedergeschlagenheit, von Schwermuth und Hochgefühlen, noch nie erfahren hatte.

Die kleinen, winzigen, verschrobenen und verschrumpften Stockfischseelen, die, so lange er lebte, sich wunder was zu seyn dünkten, wenn sie, wie Schmeißfliegen den großen Mann umsumseten, um, jedes andern Genusses unfähig, irgend ein Excrement seines Geistes zu erhaschen und ihn dann mit ihrem schändlichen Stachel zu necken, haben unter andern auch darüber oft gespöttelt: daß Rousseau sich Feinde und Verfolger erträumt habe, die er nie gehabt hätte. Daß er die Zahl derselben sich zu groß dachte, mag seyn: aber daß seine Klagen über die fanatische Wuth, womit viele derselben ihn zu kränken und zu verfolgen suchten, nicht übertrieben gewesen sey, davon ist, zur Schande der Menschheit, der empörende Beweis hier an seinem Grabmal zu sehen. Als die Pappelninsel noch im Wasser stand, und also Jeder hinschiffen konnte, um der Asche des unsterblichen Mannes sein Thränenopfer zu bringen, fand man, so oft Priestergesellschaften ohne Aufsicht da

ge-

gewesen waren, die Inschrift des Monuments *) von vandalischen Händen zerkratzt und schändliche Witzeleien aufgekritzelt, die nur die verworfensten, von fanatischem Ingrim beseelten Buben zu Urhebern haben konnten. Ja — werden Sie es glauben? — diese elenden Menschen waren in ihrer orthodoxen Wuth gegen den großen Todten gar so weit gegangen, daß sie die heilige Stelle, die seine Asche birgt, auf eine Weise besudelten, welche sonst nur der niedrigste Gassenpöbel sich erlaubt. Ganz Ermenonville weiß, daß diese unglaubliche Flegelei keine Erdichtung sey. Erdichtung! Welche Einbildungskraft müßte das seyn, die so etwas erdichten könnte? — Und nun trete noch einmal Einer hin und sage: Rousseau hatte Unrecht, sich für verfolgt zu halten!

Mein Herz kochte über; der bitterste Unwille, von dem es voll war, ergoß sich in folgenden Reimen — facit indignatio versum:

Dein einziger, dein großer Fehler war,
Du kamst, mein Rousseau, hundert Jahr,

Der

*) Sie lautet: Ici repose l'homme de la nature et de la verité — hier ruhet der Mann der Natur und der Wahrheit; und sie hat Bezug auf seinen bekannten Wahlspruch, den er nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch sein ganzes Leben ausdrückte: vitam impendere vero. Dieser steht auf der andern Seite des Grabmals.

Den Menschen deiner Zeit zuvor.
Sie blinzten durch den schwarzen Flor
Des Vorurtheils den großen Mann,
Wie Zwergelein den Hünen, an.
Was Wunder, daß sie dich verkannten?
Dich Sonderling, dich Unhold nannten,
Und in effigie verbrannten?
Daß dies Emilen nur geschah,
Nicht dir, da liegt das Wunder, da!

Daß ich diese Reime nicht im Angesicht des Grabmals machte, brauche ich Ihnen wol nicht erst zu sagen. Wer hat je an Silbenmaaß und Reime gedacht, so lange er wirklich noch bewegt war? Wer in Versen jammert, der ist schon getröstet.

Eine Dame, die Gräfin von B.*** hat ihre Empfindungen über die nämliche Unwürdigkeit auf folgende Weise geäußert:

Qui donc sur ce tombeau vient mêler à nos pleurs
Les poisons de la haine et le fiel de l'envie?
Ah! qui que vous soyez, respectez nos douleurs:
Rousseau fut malhereux pendant toute sa vie;
Mais il crut que la mort finiroit ses malheurs.
Se seroit-il trompé? Ne troublez point sa cendre;
Il est tems qu'il repose; épargnez notre ami.
Las! à peine il est endormi:
Parlez du moins plus bas: il pourroit vous entendre.

Ich sagte Ihnen, daß man rings umher eine Menge Inschriften lese; hier sind ein paar davon.

Auf

Auf einer steinernen Bank an einem schattigten Orte, dem Monumente gegen über, — le banc des mères de famille genannt — lieset man unter andern folgendes:

De la mère à l'enfant il rendit les tendresses,
De l'enfant à la mère il rendit les caresses;
De l'homme, à sa naissance, il fut le bienfaiteur
Et le rendit plus libre, afin qu'il fût meilleur.

Auf einem, an einen Baum gelehnten großen Steine folgendes:

Là, sous ces peupliers, dans ce simple tombeau
Qu'entourent ces ondes paisibles,
Sont les restes mortels de Jean-Jaques-Rousseau.
Mais c'est dans tous les coeurs sensibles
Que cet homme si bon, qui fût tout sentiment,
De son ame a fondé l'éternel monument.

Auf der Anhöhe, der Pappelninsel gegenüber, steht der Tempel der Philosophie, welcher absichtlich unvollendet gelassen ist; eine Rotunde, die von sechs Säulen getragen wird. Jede dieser Säulen ist einem großen Manne gewidmet, dessen Name und vorzüglichstes Verdienst durch ein einziges Wort ausgedrückt, auf einem daran befindlichen Medaillon zu lesen ist. Sie heißen:

Newton — Lucem.
Des Cartes — Nil in rebus inane.
Voltaire — Ridiculum.

W. Penn — Humanitatem.
Montesquieu — Justitiam.
J. J. Rousseau — Naturam.

Das Ganze ist dem Mich. Montaigne geweihet. Beim Eingange in den Tempel sieht man eine zerbrochne Säule, an ihr Fußgestell gelehnt. Auf letzterem stehen die Worte: Falsum stare non potest, das Unwahre kann nicht bestehn; auf ersterer: Quis hoc perficiet? wer wird ihn vollenden? Einige Tage vor unserer Ankunft waren vier Mitglieder der Nationalversammlung hier gewesen; diese hatten bei die Frage: wer den Tempel vollenden würde? die Antwort geschrieben: l'assemblée nationale! — Aber ich vergesse, daß ich Ihnen jetzt keine Beschreibung von Ermenonville machen, sondern nur von Rousseau reden wollte. Also wieder zu ihm!

Es ist rührend, aus dem Munde der hiesigen Landleute zu hören, wie allgemein geliebt er unter ihnen war. Die Beschreibung, die mir Einer derselben von ihm machte, war folgende:

Er ging sehr simpel, aber doch immer anständig und reinlich gekleidet einher. Sein Anzug bestand in einem schlichten grauen Kleide, einer runden Stutzperücke und einem kleinen Armhute. Mit diesem und einem Kräuterbuche unter dem Arm ging er die meiste Zeit des Tages umher und botanisirte. Er grüßte Jeden, und war überhaupt sehr freundlich

lich und artig gegen Jedermann; nur gegen die neugierigen Besucher nicht, diese leidige Plage geschäftiger Leute, die gern etwas besseres thun mögten, als sich begaffen zu lassen, nichtssagende Complimente anzuhören, und über des Esels Schatten zu schwatzen. Diesen wich er aus, so sehr er konnte; und wenn er es nicht konnte: so war er kurzsilbig und zurückstoßend. Desto freundlicher aber und theilnehmender unterhielt er sich mit Landleuten und Kindern. Er ging oft in ihre Häuser; schwatzte mit den Alten, und herzte ihre Kleinen. Einen der jungen Söhne seines Gastfreundes, welcher Lust zur Kräuterkunde zeigte, nahm er auf seinen Kräuterjagden gewöhnlich mit und unterrichtete ihn. Er nannte ihn seinen kleinen Hofmeister — son petit Gouverneur — und er wurde mismüthig, so oft das Kind ihm zu lange ausblieb. Einer Tochter des Hrn. von Gerardin gab er auch musikalischen Unterricht. Diese Beschäftigungen machten seine Glückseligkeit aus. Aufs Schloß ging er selten, und nie, wenn Fremde da waren.

Er war kaum einige Tage zu Ermenonville gewesen, als er den Hrn. Marki von Gerardin zu einer wohlthätigen Einrichtung für sein Landvolk bewog, die noch jetzt fortdauert. „Sie lassen es sich so viel kosten, sagte er zu ihm, diese Gegend zu einem Paradiese zu machen. Ohne Zweifel wünschen Sie, daß Jeder, der hierher kommt, Freude haben

soll. Aber warum fangen Sie nicht damit an, diejenigen vergnügt und glücklich zu machen, die das nächste Recht auf Ihre Wohlthätigkeit haben — Ihre Landleute meine ich?" Hr. von Gerardin, ein lenksamer, gutmüthiger und edler Mann, war sogleich bereit, diesen Rath zu befolgen. Auf Rousseau's Vorschlag milderte er nicht nur die Dienste und Abgaben der Landleute, sondern ordnete auch ein Fest für sie an, welches alle Sonntage auf einem im Walde dazu eingerichteten Platze auf seine Kosten begangen wird, und wobei Jung und Alt ihre herzliche Freude haben. In der Mitte des Platzes steht eine große, schönbelaubte, majestätische Buche, welche die Königin des Waldes zu seyn scheint. Um den ehrwürdigen Stamm derselben her hat man, ohngefähr sechs Fuß hoch über der Erde, eine Galerie gebaut, welche zum Orchester dient. Hier stehen einige ländliche Virtuosen und spielen dem jungen Volke vor, welches auf dem wohlgeebneten grünen Teppich unter dem weiten Laubdache der Buche sich dem Tanzvergnügen überläßt.

Auf den Fall, daß Regenwetter einfällt, hat man, beim Eingange zu diesem der Freude gewidmeten Platze, ein großes Gebäude errichtet, welches aus einer bloßen Verdachung, die auf Pfeilern ruhet, besteht. Hier können die jungen Leute ihre unterbrochenen Tänze ungehindert fortsetzen. Für Andere, welche am Tanzen kein Vergnügen finden, hat man

man durch andere Anstalten zu allerlei, mit nützlicher Leibesbewegung verbundenen Spielen gesorgt. Einige spielen Ballon; indeß Andere sich im Bogenschießen üben, um an demjenigen Tage des Jahrs, da ein silberner Becher zum Preise ausgesetzt wird, den Sieg davon zu tragen. Die Alten, welche an diesen und ähnlichen Leibesübungen nicht mehr Theil nehmen können, haben ihre Freude am Zusehn und an den zum Vergnügen stimmenden Genüssen, welche die Freigebigkeit des Hrn. von Gerardin für sie veranstaltet hat.

Rousseau pflegte bei diesen ländlichen Festen — welche noch jetzt ihren ununterbrochenen Fortgang haben — niemals zu fehlen, und die theilnehmendste Freude lag ihm dabei jedesmal unverkennbar auf dem Gesichte. Es waren Scenen für sein Herz, das bei allem Anschein von Misantropie, doch von wahrer Menschenliebe glühte. Er ließ an eben diesem Platze einen glattgehobelten Mastbaum errichten; und übte die jungen Söhne seines Freundes sich von der Spitze desselben ihr Frühstück selbst zu holen.

Warum muß ich, nachdem ich Ihnen einen so schönen Zug von der guten Denkungsart des Hrn. von Gerardin erzählt habe, einer Verirrung desselben erwähnen, die man von einem Manne, der Rousseau's Werth zu schätzen wußte, wol nie erwartet hätte! Man bemerkt, indem man sich zu Ermenonville besieht, gar bald, daß die schönen und sinnreichen An-

lagen dieser paradiesischen Lustgegend in Verfall zu gerathen scheinen; und wenn man nach der Ursache davon fragt, so erhält man die Antwort, die mit merklicher Verlegenheit gegeben wird: es komme dieses daher, weil der Herr Marki schon seit einigen Jahren abwesend wäre. Fragt man weiter: wo er sich denn so lange aufhalte? so erfolgt die Antwort: im Auslande. Die Neugierde wächst, man wünscht zu wissen, was den Mann, der ein solches Paradies und eine liebenswürdige Familie obenein besitzt, doch wol immer bewegen könne, beides mit dem Rücken anzusehn, und sich in der Fremde aufzuhalten? aber lange will man mit der Sprache nicht heraus. Endlich, nachdem man seinen Mann etwas treuherziger gemacht hat, erfährt man folgende, gar sehr befremdende Geschichte. Ich theile sie Ihnen mit, wie ich sie aus dem Munde eines dasigen Landmanns empfing, und wie sie mir, nach weiterer Erkundigung zu Paris bestätiget wurde — ohne daß ich übrigens die Gewähr dafür leisten kann.

Nicht lange nach Rousseau's Tode fand eine Gesellschaft sogenannter Martinisten — Sie wissen, daß man unter diesem Nahmen die neuern Schwärmer und Geisterseher begreift — Gelegenheit, sich bei dem guten Herrn von Gerardin, ich weiß nicht unter welchen Vorspiegelungen, die vermuthlich mit der reinsten Sittlichkeit und Frömmigkeit colorirt waren, einzunisten. Das Haupt dieses Complots — ein gewisser Chevalier d'industrie — nannte sich anfangs

fangs du Plein; in der Folge ward er in den geheimnißvollen Versammlungen der Gesellschaft und endlich in ganz Ermenonville le bon Dieu — unser lieber Herr Gott — genannt. Auch Cagliostro kam einigemal von Paris hierher, um den Versammlungen dieser saubern Gesellschaft beizuwohnen. Das Geringste, was der bon Dieu seinen Gläubigern verhieß, war Unsterblichkeit — eine übermenschliche Reinigung und Erhöhung des innern Menschen und eine dadurch zu erwerbende Würdigkeit mit Geistern umzugehn, versteht sich am Rande. Er wußte sich dabei vermuthlich so klug zu nehmen, daß er die Gutgesinnten unter seinen Bethörten erst nach und nach, und durch unendlich viele Zwischenstufen, endlich — vielleicht ohne daß sie es merkten — dahin führte, wo er sie zu haben wünschte. Was für ein garstiger Fleck dies gewesen sey, werden Sie gleich hören.

Lange hatte man schon dies geheime Wesen oder vielmehr Unwesen auf dem Schlosse zu Ermenonville getrieben, als der bon Dieu eines Tages in die Schwachheit verfiel, sich von einer menschlichen Leidenschaft übereilen zu lassen, die nur der ehemalige Jude an dem lieben Herr Gotte nicht unanständig fand. Es war der Zorn. Er hatte, ich weiß nicht welche Zänkerei mit seinem valet de chambre, schlug ihn und jagte ihn fort. Dieser, um sich zu rächen, ging ans Ministerium, und klagte seinen Herrn, den

bon Dieu, als einen — falschen Münzer an. Die Gesellschaft, welche frühzeitig genug Wind davon erhalten mogte, zerstob, und ward seitdem nicht mehr gesehn. Die Sache wurde, sagt man, unterdrückt, weil ein gutes Dutzend Große, bis zu königlichen Prinzen hinauf, darein verwickelt waren.

Es war mir natürlicher Weise unmöglich, einer so geheimnißvollen Sache auf den Grund zu kommen. Ich erzähle Ihnen, was ich zu Ermenonville und hier zu Paris durch Leute davon erfuhr, die schlechterdings nicht die Absicht haben konnten, den Herrn von Gerardin und seiner gesprengten geheimen Gesellschaft einen bösen Leumund zu machen. Aber sowol die Uebereinstimmung in den Aussagen derselben, als auch der Umstand, daß nicht nur der Herr von Gerardin, sondern auch seine Freunde seitdem außer Landes leben und nicht zurückzukommen sich getrauen,*) scheinen für die Wahrheit dieser lehrreichen Geschichte sehr stark zu zeugen.

Die-

*) Herr von Gerardin soll, wie ich zu Ermenonville hörte, einmal zur Nachtzeit nach seinem Schlosse, auf dem seine Gemahlin noch jetzt lebt, zurückgekehrt, aber auch zur Nachtzeit wieder abgereiset seyn. Uebrigens hält man den Herrn von G. für einen zu gutgesinnten Mann, um ihn nicht als einen durch tausend listige Blendwerke Betrogenen aufrichtig zu bedauern.

Franckesche Stiftungen zu Halle

Dieser lehrreichen Geschichte! — oder kann es in unsern Tagen, in denen das Unwesen der geheimen Gesellschaften und der in vielen derselben herrschenden Schwärmerei, Geisterseherei, u. s. w. so fürchterlich um sich gegriffen hat, etwas Lehrreicheres geben, als die sich immer mehr und mehr vervielfältigenden Aufschlüsse, welche zeigen, worauf die geheimen Machinationen der listigen und menschenfeindlichen Häupter solcher Gesellschaften am Ende abzuzwecken pflegen? Und sollten diejenigen unter unsern gutmüthigen, aber leichtgläubigen Großen, die von solchen, bald unter dieser, bald unter jener Gestalt und Benennung erscheinenden bons Dieux ein schimpfliches Blindekuh mit sich spielen lassen, nicht endlich einmal, nach so manchem, ihnen zur Lehre und Warnung aufgestellten Beispiele von Betrügereien, die darunter verborgen liegen, die schmähliche Augenbinde abreissen wollen, um zu sehen, von was für Leuten sie sich mitspielen ließen? Sollte die Erfahrung, die jetzt auf allen Dächern so laut hierüber prediget, noch ferner taube Ohren bei ihnen finden? Dann hätte der Spötter doch wirklich Recht, welcher sagte: que les oreilles des Grands sont quelquefois de grandes oreilles. —

Hier in Paris scheint man jetzt von Thorheiten dieser Art eben so sehr, als von den Gaukeleien der Magnetiseurs völlig zurückgekommen zu seyn. Ces misères, sagt man, sont bonnes pour amuser les en-

enfants; man spricht nicht mehr davon; man würdiget dergleichen Armseligkeiten nicht einmal mehr darüber zu lachen. Auch giebt es, wie man mich versichert, in ganz Paris keinen einzigen Magnetiseur mehr.*) Stünde jetzt hier einer wieder auf, so würden die Polissons ihn auspfeifen und die Dames de la Halle ihn in die Kur nehmen, um seine Vernunft wieder zurechte zu bringen. Paris verdankt sei-

*) Sollte dies nicht allein schon ein hinlänglicher, obgleich indirecter Beweis wider die Richtigkeit der angeblichen Erfahrungen seyn, worauf die magnetisirenden Charletans sich berufen? Oder hat man je gesehn, daß in unsern Tagen der Publicität eine nützliche und dabei wunderbare Erfindung, die sich wirklich bewährte, an dem nämlichen Orte wieder verworfen und verbannt wurde, wo sie zuerst die Augen des Publicums auf sich zog? Der Electrisirmaschine und der Luftpumpe ist es wenigstens nicht so gegangen. Diese blieben, wo man sie einmal kannte, in Ehren; wurden immer mehr vervollkommnet. Wie läßt es sich denken, daß dies nicht auch mit dem sogenannten thierischen Magnetismus der Fall gewesen seyn würde, wenn unter den zehntausend Menschen, die in Paris manipulirt seyn mögen, nur hundert, nur zwanzig unverwerfliche Zeugen der wunderähnlichen Wirkungen desselben hätten auftreten können? „Die Pariser sind ein leichtsinniges Volk, welches heute verlacht, was es gestern anstaunte!" Mag seyn; aber die Electrisirmaschine und die Luftpumpe sind doch niemals hier verlacht worden. Warum denn der Magnetismus?

seine Aufklärung über diesen Punkt vornehmlich eben dem braven Bailly, der vorher als Mitglied der Nationalversammlung, und nun als Maire der Stadt, beim Anfang und Fortgang der Revolution eine so ausgezeichnete und ehrenvolle Rolle spielte, und noch jetzt spielt. Dieser war einer der Commissairen, welche den Mesmerschen Magnetismus untersuchten; und von ihm rührt der gründliche Bericht darüber her, der allen denkenden Menschen auf einmal die Augen öfnete und dem ganzen Unwesen nach und nach ein Ende machte.

Aber wieder zu Rousseau! — Wie die Menge der Dinge, die sich einem hier aufdringen, mich wider Willen von meinem Gegenstande immer wieder von neuem abführen!

Sie können denken, wie begierig ich zu erforschen suchte, ob nicht noch irgend eine Reliquie meines Heiligen vorhanden wäre, die ich für Geld und gute Worte zu meinem Eigenthume machen könnte. Lange wollte es mir damit nicht glücken. Andere Reisende waren mir zuvorgekommen, und hatten schon alles weggekauft. Noch kürzlich war eine Dame von Paris nach Ermenonville gekommen, und hatte gleichfalls Jagd darauf gemacht. Man sagt ihr: ein Bauer habe die Stutzperüke des Philosophen geerbt, und bis dahin sie getragen. Sie läßt sich zu demselben hinfahren, erhandelt die Reliquie, stülpt sie mit Enthusiasmus auf ihren eigenen Kopf, und

fährt

fährt frohlockend von dannen. Was mich betrift, so trieb ich endlich noch eine alte Tabacksdose von ihm auf, die der Besitzer derselben, — Rousseaus gewesener Balbier, der sie von ihm selbst einige Tage vor seinem Tode geschenkt bekommen hatte, — mir zu verkaufen, nach mancher Weigerung, sich endlich doch bereitwillig finden ließ. Halberstadt und Braunschweig können also künftig sich rühmen, Reliquien der beiden größten Männer dieses Jahrhunderts zu besitzen: jenes den Hut von Friedrich dem Einzigen bei Vater Gleim, dieses die Dose von Rousseau dem Unvergleichbaren bei mir. An hohen Fest- und Freudentagen sollen meine Freunde die Ehre haben, eine Prise daraus zu nehmen.*)

Die unwürdige Frau des edlen Mannes fand ich nicht mehr hier; auch hätte ich, nach allem, was ich hier von ihr erfuhr, sie nicht sehen mögen. Denken sie sich ohne Unwillen, wenn Sie können, daß die Elende schon in der dritten Woche nach dem Tode des großen Mannes, dessen Nahmen zu führen sie so unwerth war, bei einem öffentlichen Gelage mit jungen Bauerkerlen herumsprang; und nicht lange nachher sich an einen Bedienten des Marki, einen Kerl

*) Mercier erwähnt dieser Dose in seiner Reise nach Ermenonville, die er in Gesellschaft zweier Engländer that. Damals hatte sie der Besitzer für keinen Preis verkaufen wollen.

Kerl ohne alle Erziehung und von schlechten Sitten, hing, der, um ihre beträchtlichen Pensionen in Faulheit verzehren zu helfen, sich zuletzt gefallen ließ, zu sich zu nehmen und auf ein Dorf, nicht weit von hier, mit ihr zu ziehen, wo sie noch wohnen. Es scheint völlig ausgemacht zu seyn, daß der größte Theil von Rousseau's Leiden, sein Unwille über die Menschen, sein Mistrauen gegen sie, seine Furcht vor ihnen, und die tief eingewurzelte Schwermuth seiner Seele, die eine Folge davon war, wenigstens zum Theil das Werk dieses Unholds gewesen sind. Sie hatte, sagt man, ihn bei jeder Gelegenheit durch Erdichtungen und Uebertreibungen zu erschrecken und zu erbittern, sie hatte ihn von allem, was ihm noch Freude machen konnte, gewaltsam loszureissen, sie hatte ihm überall eine Verschwörung aller Menschen gegen ihn vorzuspiegeln und dadurch ihn so zu isoliren gesucht, daß auf der ganzen Welt, außer ihr, kein lebendiges Wesen mehr wäre, dem er sich anzuvertrauen wagte, von dem er nicht über kurz oder lang gekränkt und hintergangen zu werden besorgte. Und ihr Bewegungsgrund dazu? — war der: damit sie, sie allein ihm unentbehrlich bliebe, und damit sie ihn beherrschen könnte, wie sie wollte. So beschreibt hier uns dies Weib ein Jeder, der sie kannte; und so werden auch Sie aus einigen Anecdoten, die ich nachher niederschreiben will, sie selbst kennen lernen.

Noch ein Umstand, den man mir erzählte, und welcher beweisen kann, wie viel Ursache R. hatte, sich für verfolgt zu halten, verdient hier gleichfalls einen Platz. Ich habe ihn ebenfalls aus dem Munde eines ehrlichen Landmannes zu Ermenonville.

Es fügte sich, daß um eben die Zeit, da R. starb, zugleich ein Bauer dieses Dorfs verschied, welcher gleichfalls Rousseau hieß. Der Pfarrer des Orts hielt für diesen den Sonntag darauf das gewöhnliche Danksagungsgebet. Nicht lange, so wurde dem Bischof zu Senlis (einem Duc de Roquelaure), in dessen Sprengel Ermenonville liegt, hinterbracht: der Pfarrer des Orts habe die Gottlosigkeit begangen, für die Seelenruhe des Philosophen und Ketzers Rousseau öffentlich zu beten. Der Bischof ergrimmte; der Geistliche wurde belangt; zweimal mußte er, um sich zu rechtfertigen, nach Paris wandern, und wer weiß, was ihm würde geschehen seyn, wenn er von der schweren Sünde, für R. gebetet zu haben, sich nicht hätte reinigen können. Sollte man glauben, daß so was im 18ten Jahrhundert und in einem Lande geschehen konnte, wo man unter der hohen Geistlichkeit selten noch Einen findet, der an Gott glaubt? Aber diese Herrn glaubten bisher desto stärker an Hierarchie und fette Pfründen, und mit diesem Glauben schien ein Gebet für die Seelenruhe eines Rousseau nicht bestehen zu können.

Es

Es ist hier so eben eine seynsollende Lebensbeschreibung von Rousseau unter folgendem Titel erschienen: Vie de J. J. Rousseau, précedé de quelques Lettres relatives au même sujet par M. le Comte de Barruel-Beauvert. A Londres, et se trouve à Paris chez tous les marchands de Nouveautés; eine an sich höchstunbedeutende Compilation, die in einigen declamatorischen Briefen, die der Verfasser mit einigen seiner Freunde über Rousseau und andere Dinge wechselte, dann in Auszügen aus Rousseau's Bekenntnissen, und in einigen Lappen aus der Frau von Stael kürzlich bekanntgewordenen Briefen über Rousseau besteht. Das einzige Verdienst dieses Machwerks sind einzelne, zwar hier in Paris bekannte, für Deutschland aber, so viel ich weiß, noch neue Anecdoten von R., von denen ich Ihnen diejenigen, die mir die interessantesten zu seyn scheinen, ausschreiben will. Dann mögen Sie das Werk selbst immerhin ungelesen lassen.

Aber mein Licht ist zu Ende gebrannt. Also für heute — Punctum! Morgen ein mehreres.

Paris, den 25sten Aug. 1789.

Hier also die versprochenen Anecdoten von Rousseau! Eine und die andere davon wird Ihnen vielleicht nicht mehr neu seyn. Bei einigen bin ich mir dies selbst bewußt; aber ich setze sie dennoch her,

weil sie entweder irgend einen neuen Zusatz, oder eine neue Bestätigung ihrer Wahrheit erhalten haben. Bei andern bin ich zweifelhaft geblieben; und da ich hier ohne Bücher bin, woraus mein Gedächtniß sich Raths erholen könnte: so habe ich lieber Gefahr laufen wollen, etwas schon Bekanntes zu wiederholen, als etwas noch nicht Bekanntes, was bekannt zu seyn verdiente, auszulassen.

Zuerst ein paar Worte aus einem Briefe, des **Chevalier de Cubieres**, welcher viel Umgang mit ihm hatte:

„**Rousseau** war gut und gefühlvoll; aber auch in hohem Grade mistrauisch. Es ist schwer dies nicht zu seyn, wenn man sich verfolgt sieht. Vor nichts auf der Welt fürchtete er sich mehr als — vor **Priestern** und **Gelehrten**. Dem allen ungeachtet hatten heuchlerische und falsche Menschen oft leichtes Spiel mit ihm. Von wie vielen hat man ihn nicht hintergangen und betrogen gesehn, ohne daß er es merkte! Aber unter allen diesen niederträchtigen und treulosen Freunden, gab es kein ihm gefährlicheres Ungeheuer, als die Elende, mit der er sich verbunden hatte. Es giebt Gräuel, vor denen man den Vorhang niederlassen muß. — —"

Als gewinnsüchtige Nachdrucker in Paris sich nicht bloß damit begnügten, ihm sein Eigenthum zu stehlen, sondern es auch noch obenein durch Aenderungen, Ausmerzungen und Zusätze verunstalteten: woll-

wollte er sich öffentlich darüber beschweren. Aber alle Journalisten und Zeitungsschreiber in Paris, die er ersuchte, seine Beschwerde einzurücken, waren von seinen Verfolgern gestempelt und verweigerten ihm diesen Dienst. Er machte hierauf eine kurze Anzeige darüber; schrieb dieselbe eigenhändig unzähligemal ab; ging, die Taschen damit angefüllt, in die Tuilerien und auf die Boulevards, und theilte sie daselbst unter diejenigen aus, die ihm zuerst aufstießen. Der Schluß dieser Anzeige lautete so:

„Da man mich unvermögend gemacht hat, meine Klagen vor das Publicum zu bringen: so versuche ich das letzte mir noch übrige Mittel, indem ich Abschriften dieser meiner Erklärung, von meiner eigenen Hand geschrieben und unterzeichnet, an verschiedene Personen austheile. Findet sich unter diesen auch nur eine einzige redliche und großmüthige, von meinen unbilligen Widersachern nicht bestochene Seele: so darf ich gewiß seyn, daß diese meine nothgedrungene und gerechte Protestation nicht unterdrückt werden wird, und daß die Nachwelt die Gesinnungen eines unglücklichen Mannes nicht nach Büchern wird beurtheilen wollen, welche seine Verfolger verunstaltet haben. Paris den 23. Jan. 1774.

J. J. Rosseau.“

„Als das Rousseauische Lustspiel Narciß zum erstenmal aufgeführt wurde, fand es wenig Beifall. Die schönen Geister der Zeit versammleten sich, nach

geendigter Vorstellung, wie gewöhnlich, in dem berühmten Kaffeehause Procope, dem Komödienhause gegenüber. Rousseau war auch da. Man tadelte sein Stück; und als Einer fragte: wer doch wol der Verfasser dieser elenden Komödie seyn mögte? trat er hinzu und sagte: **meine Herrn, das bin ich; und man nennt mich Johann Jacob Rousseau!**"

„Er hatte einen treuen, ihm sehr ergebenen Hund, **Sultan** genannt; ein sehr gelehriges Thier, das nach dem Tacte tanzen konnte. Er selbst hatte es ihn in Stunden der Erholung gelehrt. Es war sein bester und treuester Freund. Auch dieser ward ihm auf eine barbarische Weise von eben der Creatur geraubt, die um sich seiner ganz zu bemeistern, ihm täglich in die Ohren schrie, daß er von dem ganzen Menschengeschlecht verabscheuet würde."

„Es ist keine Art von Unthaten, welche dieses Weib sich nicht gegen ihn erlaubte. Sie war es, welche ihn dazu brachte, ihre Kinder (der Verfasser glaubt Ursache zu haben, zu bezweifeln, daß es die seinigen waren) ins Findelhaus zu thun.*) Sie stahl

*) Auch dieser harte Vorwurf ist, nach Rousseau's eignen Bekenntnissen, ungegründet; wofern man nicht annehmen will, daß der Mann, der immer mit starken Farben mahlte, sich selbst schwärzer dargestellt habe, als er war — eine Annahme, die wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich ist.

Anm. der dritten Ausgabe.

stahl ihm Handschriften, um sie zu versetzen oder zu verkaufen. Sie machte ihm, da er zu Montmorency wohnte, weiß, daß das Pfund Rindfleisch nur zwei Sous koste, daß man ihn aber zehn Sous dafür bezahlen ließe."

„Als man dem Grafen von Büffon ein Compliment über das Verdienst machte, den Müttern die Pflicht, ihre Kinder selbst zu stillen, bewiesen zu haben, antwortete er: ich habe ihnen das freilich wol gesagt; aber Rousseau befiehlts, und man gehorcht ihm."

„Eine Dame, welche gehört hatte, daß R. seine Bekenntnisse schriebe, fragte ihn, was denn dieses Buch enthalten würde? „Madam, antwortete er, alles Böse, was ich von mir, und alles Gute, was ich von Andern weiß." Dann, erwiederte die Dame, wird das Buch gewiß nicht stark werden."

„Einst besuchten ihn zwei Jesuiten. Um ihm ein Compliment zu machen, sagte der Eine von ihnen: sie kämen, von ihm zu hören, wie man es machen müsse, um so bezaubernd schön, wie er, zu schreiben. Seine Antwort war: mein Geheimniß paßt nicht für ihre Gesellschaft, meine Herren; es besteht darin, daß ich nie anders schreibe, als ich denke."

„Die le Vasseur — so hieß die Person, die R. seine Frau zu nennen würdigte — hatte un-

ter dem Character einer Gouvernante, wie die Landgeistlichen in Frankreich dergleichen zu haben pflegen, schon 25 Jahr in dem Hause des Philosophen eine unumschränkte Herrschaft ausgeübt. Oft hatte sie ihm zugesetzt, daß er sie heirathen sollte; allein er hatte nie darein willigen wollen. Endlich konnte er ihren Zudringlichkeiten nicht länger widerstehen; er gab also nach, und zwar auf folgende Weise. Sein Aufenthalt war damals zu **Bourgoin**, einer kleinen Stadt in der Dauphiné, wo er mit Niemanden als dem Herrn **von Montcizet** Umgang hatte. Diesen lud er eines Tages zu einem Spaziergang ein; die **le Vasseur** begleitete sie. Als sie sich eine gute Strecke von der Stadt entfernt hatten, und zu einem Gehölz gekommen waren: stand R. plötzlich still, schien einen Augenblick sich zu sammeln, und redete hierauf die Gouvernante mit folgenden Worten an: Mamsell, sie haben oft verlangt, daß ich ihr Gatte werden sollte. Nun wohl; ich schwöre ihnen jetzt hier unter den Augen des Himmels, daß ich sie für meine Frau erkenne. Dieser Schwur soll mich eben so binden, als wenn unsere eheliche Verbindung in der Kirche wäre vollzogen worden; und ich rufe den Hrn. v. **Montcizet** darüber zum Zeugen auf. — Dieser, der über den unerwarteten Vorgang befremdet war, äußerte seinem Freunde, nachdem sie wieder zur Stadt zurückgekehret waren, seine Verwunderung darüber, und wünschte zu wissen, was ihn doch immer habe bewegen können,

nen, sich auf eine so feierliche Weise mit einer Person zu verbinden, die seiner so wenig würdig wäre. Rousseau's Antwort war folgende: **in sittlicher Rücksicht ist sie mir freilich gar nicht nothwendig; aber sie macht mir vollkommen gut gekochte Brühen, wenn ich krank bin.**"

„Rousseau hatte den edlen Stolz nie ein Geschenk, am wenigsten sogenannte Gnadenbezeugungen von irgend einem Großen annehmen zu wollen. Der junge Chevalier de C** hatte Mittel gefunden, ihm eine Pension vom Könige von England auszuwirken, und kündigte ihm dieselbe an. **Junger Mann**, schrieb R. ihm zurück, **Sie sind sehr kühn, mir Gnadenbezeigungen auszuwirken, ohne erst meine Einwilligung dazu erhalten zu haben.** Er verbat sich die Pension. Ein gleiches that er gegen verschiedene andere Große. Einige ließen sich Noten von ihm abschreiben, um einen Vorwand zu haben, ihn zu beschenken; in solchen Fällen nahm er von der ihm zugeschickten Summe das, was er verdient zu haben glaubte, und schickte das Uebrige zurück.*) Schlechtgesinnte Menschen bedienten sich eben dieses Mittels, um ihn auf eine schändliche Weise anzuführen. Sie ließen ihn Musicalien abschreiben; kamen

*) Der Brief, womit er einst der Pompadour ein Geldgeschenk zurückschickte, steht im 7ten Stück des **Braunschweigischen Journals** vom vorigen Jahr.

aber niemals wieder, um sie abzuholen und zu bezahlen.“

„Einige von R. Freunden hatten ihn oft umsonst ersucht, ihnen den zweiten Theil seiner Bekenntnisse vorzulesen. Endlich willigte er ein. Es ward festgesetzt, daß die Herrn **Dorat**, **Barbier-de-Neuville**, **du Saulx** und **Mierre**, wovon die beiden letztern noch am Leben sind, sich mit ihm bei dem Marki von **Pozay** und zwar frühmorgens um sieben Uhr einfinden sollten. Er selbst, der in allen Stücken pünktlich war, stellte sich schon um halb sieben ein. Er fing hierauf an vorzulesen, und las — nur die Zeit des Mittags- und Abendessens abgerechnet — bis Mitternacht ununterbrochen fort. Seine Handschrift war ursprünglich mit sehr blasser Tinte geschrieben; er hatte aber nachher — und auch diese Kleinigkeit kann uns einen Beweis von der Stärke seines Characters geben — die außerordentliche Geduld gehabt, jeden verbleichten Buchstaben mit schwärzerer Tinte zu übermahlen. Die Gesellschaft war erstaunt, daß der Mann, der eine so schwache und zarte Leibesbeschaffenheit hatte, es aushalten konnte, vom Morgen an bis tief in die Nacht hinein, mit fester, wohlklingender und sich immer gleichbleibender Stimme vorzulesen. Als er an den Umstand kam, daß er seine Kinder dem Findelhause übergeben habe, begann in der Gesellschaft eine tiefe Stille; die Gesichter verlängerten sich, und auf jeglichem lag ein Ausdruck von Misbilligung. R. blickte

um-

umher; ich verstehe ihr Schweigen, sagte er, und indem er die Handschrift auf den Tisch legte, riß er zwei Blätter daraus in Stücken. Diese enthielten seine Rechtfertigung über diesen Punkt. — Folgende Aeußerung darüber findet sich, vermuthlich statt der ausgerissenen Blätter, in dem zweiten Theile der Bekenntnisse. Nein, in keinem Momente seines Lebens konnte Rousseau ein Mann ohne menschliches Gefühl, ohne Sitten, oder gar ein unnatürlicher Vater seyn. Ich habe irren, aber niemals mich verhärten können. Wollte ich meine Gründe sagen, so würde ich zu viel sagen. Da diese Gründe mich haben verleiten können, so könnten sie andere vielleicht auch verleiten. Ich will junge Leute, die mich lesen, nicht der Gefahr aussetzen, sich von dem nämlichen Irthum blenden zu lassen. Alles wohl erwogen, habe ich dasjenige gewählt, was für meine Kinder das Beste war, oder was ich wenigstens dafür hielt. Ich wünschte eben so erzogen zu seyn, wie sie.“*)

„Je mehr R. sich in sich selbst zurückzog, und die Menschen, die ihn so oft und so bitter gekränkt

*) Einst durchbohrte ein angesehener Mann ihm das Herz durch folgende Frage: nur eins, Hr. R., wünschte ich von Ihnen zu wissen; Ihre Kinder? — R. bedeckte sich bei diesen Worten das Gesicht mit beiden Händen und brach in einen Strom von Thränen aus. Das war seine Antwort. Mercier.

hatten, zu fliehen suchte: desto mehr ward er der Gegenstand ihres Hasses und ihrer heimlichen Verfolgungen. Was er nur that, oder nicht that, das wurde ihm immer übel ausgelegt, dazu schob man ihm immer gerade die schlechtesten Bewegungsgründe unter. Gab er Allmosen, so hieß es: **seht da den Pharisäer!** Gab er keine: **seht da den Menschenfreund!** Ward er warm, wenn er von der Tugend redete: **da höre einer den Tartüffe!** Pries er die Liebe: **so war er ein Satyr!** Las er die Zeitungen: **so sann er auf eine Empörung!** — Man misgönnte ihm das Wohlwollen jedes menschlichen Wesens, und suchte es ihm zu rauben. Folgendes ist eine Thatsache. Er liebte in den letzten Zeiten seines Aufenthalts zu Paris vorzüglich die Gegend der **Ecole militaire**, welche das sogenannte **Märzfeld** (Champ de Mars) beherrscht. Seine Spaziergänge dahin führten ihn bei dem Invalidenhause vorbei. Der Anblick der alten Krieger, welche auf dem ungeheuern Platze vor diesem Hause im Schatten der Bäume zu sitzen oder herumzuwandeln pflegen, und die freundliche Art, mit der diese seinen Gruß oder seine Anreden erwiederten, machten ihm jedesmal großes Vergnügen, und waren der vornehmste Grund, warum er seine Spaziergänge am liebsten nach dieser Gegend richtete. Er hatte dies kaum einmal gegen einige Leute geäußert; so war auch diese Glückseligkeit für ihn dahin. Einige Schriftsteller und Priester hatten ihm in der genann-

ten

ten Gegend aufgelauert, und hatten, sobald er vorüber war, den Invaliden zugeraunt, daß der Mann, den sie da sähen, ein Betrüger, ein Schurke, ein Kerl ohne Sitten, ohne Glauben und Rechtschaffenheit wäre, welcher viel brave Leute zum Unglauben verführt hätte, und welcher deshalb keines guten Todes zu sterben verdiente. Als R. zurückkam, — welche Veränderung! Ueberall Blicke und Mienen, welche ihm Unwillen und Verachtung verkündigten; überall Leute, welche ihm den Rücken zukehrten. Sein Schmerz hierüber war um so viel größer, je herzlicher die Zuneigung und die Achtung waren, die er seiner Seits gegen diese alten Krieger immer empfunden hatte. — Hierauf bezieht sich folgende, in seinen Spaziergängen von ihm selbst erzählte Anecdote: Als ich vergangenen Jahrs nach der Schwaneninsel spazieren ging, traf ich einen armen Invaliden an, welcher in einem Kahn auf Gesellschaft wartete, um hinüber zu fahren. Ich stieg zu ihm hinein und ließ den Bootsmann abstoßen. Das Wasser war hoch; die Ueberfahrt dauerte daher lange. Kaum wagte ich es, den Invaliden anzureden, aus Besorgniß, auch von ihm, wie gewöhnlich, zurückgestoßen zu werden. Seine Miene flößte mir indeß Zutrauen ein; wir fingen an zu plaudern. Sein offenes und gesprächiges Wesen befremdete, rührte mich: allein ich erfuhr auch, daß er so eben erst aus der Provinz angekommen war. Beim Aussteigen ersuchte ich ihn, sein klei-

kleines Geldstück, welches er hervorlangte, nur wieder beizustecken; und bezahlte die Ueberfahrt: aber ich zitterte dabei vor Besorgniß ihn zu beleidigen. Dies war indeß nicht der Fall. Er schien über meine Aufmerksamkeit und besonders darüber, daß ich ihm, da er älter als ich war, beim Aussteigen aus dem Kahne half, gerührt zu seyn. Wer glaubt mirs?*) Ich war Kind genug, vor Freuden darüber zu weinen."

„Als er Voltair's Tod vernahm — dieses Mannes, der aus Eifersucht und Schadenfreude ihn, unter der Larve der Freundschaft, geneckt und gekränkt hatte — fühlte er den Verlust, den die Welt an ihm litt, gleichwol so tief, daß er, indem ihm eine Thräne aus den Augen quoll, in die Worte ausbrach: wie bedaure ich meine Zeitgenossen! Nun haben sie nur noch Büffon."**)

So weit die Anecdoten des Herrn Grafen von Barruel. Wenn der Mann, von dem sie handeln, mich nicht so sehr interessirte: so würde ich schwerlich die Geduld gehabt haben, das Buch, woraus ich sie abschrieb, durchzulesen. — Eben da ich damit zu

*) Ich, lieber Rousseau! Auch ich, Edler Menschenfreund!

**) Es traten in eben diesem 1778sten Jahre sechs große Männer — Rousseau, Voltaire, Lord Chatam, Haller, Garrik und Le Kain — von der Schaubühne der Erde zugleich ab. R. war 1712 gebohren.

zu Ende bin, bemerke ich, daß sogar nicht einmal die Aufbewahrung dieser Anecdoten, ein Verdienst dieses Verfassers ist, weil er sie großentheils aus der Einleitung zu der neuen Ausgabe der Werke Rousseau's, womit Herr Mercier uns jetzt beschenkt, und aus der dabei befindlichen Reise nach Ermenonville nahm. In dieser finde ich auch folgende Stellen, die ich Ihnen, da diese Ausgabe wol so bald noch nicht in Deutschland zu haben seyn dürfte, unmöglich vorenthalten kann.

„R. hatte gesagt, die Franzosen hätten keine Musik, könnten keine haben, und sie würden, falls sie jemals welche bekämen, noch schlimmer daran seyn, weil die Natur ihrer Sprache ihnen dabei entgegen seyn würde. Eines Tages, da er der Vorstellung des Orpheus zum vierzigstenmal beigewohnt hatte, sahen ihn einige Liebhaber mit gesenktem Haupte unbeweglich stehen, und wandten sich an ihn mit folgenden Worten: Nun, Herr Rousseau, was sagen Sie — Nationalvorurtheile bei Seite gesetzt — von dieser Oper? Keine Antwort. Endlich richtete er den Kopf in die Höhe; ließ diejenigen, die ihn gefragt hatten, die hellen Thränen sehen, die ihm über die Wangen flossen, und sang mit leiser halberstickter Stimme die Worte der Oper: J'ai perdu mon Euridice; rien n'égale mon malheur! — Welch ein rührender Widerruf!"

In

In dem zweiten noch ungedruckten Theile der Bekenntnisse sagt R. von sich selbst:

„In meinem Zimmer bete ich seltener und ohne Gefühl: aber beim Anblick einer schönen Landschaft fühle ich mich bewegt. Eine alte Frau konnte, statt aller Gebetsformeln, weiter nichts als O! — hervorbringen. Ihr Bischof sagte zu ihr: gute Frau, fahrt nur fort, so zu beten; euer Gebet ist besser als das unsrige. — — Dieses bessere Gebet ist auch das meinige."

„R. hatte den Montaigne in seiner Jugend gelesen; so oft er in einem spätern Alter ihn zur Hand nahm, fühlte er sich jedesmal gedrungen, ihn wieder wegzulegen. Und warum dieses? Er fühlte, sagte er, dann jedesmal gewisse Schmerzgefühle in seinem Innersten wieder rege werden, die er gerade damals gehabt, als er dieses Buch zum erstenmal gelesen hätte. Auf die nämliche Weise beherrschte ihn seine Einbildungskraft beim Studio der Kräuterkunde. Der Anblick dieser oder jener Pflanze versetzte ihn jedesmal wieder in eben denselben Empfindungszustand, worin er sie zum erstenmal gesehn oder bei einer besondern Gelegenheit bemerkt hatte. Daher machten einige ihm immer neues Vergnügen, indeß er vor andern floh. Zu ersteren gehörte das Wintergrün. Dieses war einst Zeuge einiger seiner glücklichen Augenblicke gewesen; es war daher seine Lieblingspflanze, die er jedesmal mit erneuertem Entzücken

cken betrachtete. So hing die Art seines jedesmaligen Daseyns an Pflanzen und andern Naturgegenständen! Das Vergangene modificirte unaufhörlich sein Gegenwärtiges; und dieser Mann, der ganz Einbildungskraft, ganz Gefühl war, hatte einen Genuß- und Leidenskreis, der sich viel weiter, als bei gewöhnlichen Menschen erstreckte."

„In den letzten Augenblicken des Lebens pflegen die Gesinnungen des menschlichen Herzens sich am meisten ohne Verstellung zu äußern; sie geben daher auch den sichersten Probierstein für die Tugenden eines Menschen ab. Hier ist eine Nachricht von Rousseau's Tode, die ein redlicher und wahrheitsliebender Augenzeuge mit der größten Genauigkeit aufgesetzt hat."

„Am Mittwoch Nachmittag den 1sten Jul. 1778 machte R. seinen gewöhnlichen Spaziergang mit seinem kleinen Hofmeister. Die Hitze war sehr stark; er hielt, was er sonst selten zu thun pflegte, oft mit Gehen ein, und bat seinen kleinen Gefährten, gleichfalls auszuruhen. Er klagte dabei zuweilen, wie das Kind nachher erzählte, über Kolikschmerzen. Bei seiner Zuhausekunft aber mußten diese gänzlich vergangen seyn, weil seine Frau weder damals, noch beim Abendessen bemerkte, daß er sich nicht wohl befände."

„Am folgenden Morgen stand er zu der ihm gewöhnlichen Stunde auf, und ging aus, um die Son-

Sonne aufgehn zu sehn; ein Naturschauspiel, welches ihn immer entzückte, und welches er in seinem Emil so schön beschrieben hat. Er kehrte wieder heim, um zu frühstücken. Seiner Gewohnheit gemäß nahm er eine Tasse Kaffee mit Milch. Seine Frau hatte denselben bereitet, und sowol diese, als auch die Magd, tranken beide mit davon."

„Unmittelbar darauf bat er seine Frau, ihm zu helfen, sich anzukleiden, weil er gestern Abend versprochen hätte, diesen Morgen auf das Schloß zu kommen. Seine Frau wollte hierauf in wirthschaftlichen Geschäften ausgehen; und er bat sie, einem Schlösser, der etwas für ihn gemacht hatte, seine Bezahlung zu geben, ihm aber ja nichts abzuziehen; denn, fügte er hinzu, er scheint mir ein ehrlicher Mann zu seyn. Und so äußerte er bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, diejenigen Gesinnungen der Gerechtigkeit und Redlichkeit, die er Andern mit gleicher Kraft, durch sein Beispiel wie durch seine Schriften empfahl."

„Seine Frau blieb nur einige Minuten weg. Als sie zurückkam, fand sie ihn auf einem Strohstuhle sitzend, den Ellbogen auf eine Kommode gestützt. Sie fragte ihn, was ihm fehle; ob er sich nicht wohl befände? Ich fühle, war seine Antwort, ein Uebelseyn von besonderer Art, eine starke Beängstigung, eine Schwäche, ein allgemeines Schlimmbefinden. Er klagte hierauf bald über ein unleidliches

Pri-

Prickeln in den Fußsohlen, bald über ein Gefühl von Kälte den Rückgrat entlang, wobei ihm wäre, als wenn eine eiskalte Flüssigkeit darin hinunterliefe, bald über einige Brustschmerzen und, besonders in der letzten Stunde seines Lebens, über die allerheftigsten Kopfschmerzen, die ihm ruckweise zusetzten. Er drückte dies Gefühl aus, indem er beide Hände an den Kopf legte, und dabei sagte, es wäre ihm, als wenn man ihm die Hirnschale zerrisse. Seine Frau schickte hierauf, um ihm Hülfe zu verschaffen, ohne ihnzu beunruhigen, die Pförtnerfrau nach dem Schlosse, um daselbst anzusagen, daß ihr Mann krank geworden sey. Frau von Gerardin, welche diese Nachricht zuerst empfing, lief sogleich nach Rousseau's Hause; und um die Absicht ihres Besuchs zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu verbergen, bediente sie sich des Vorwandes: sie käme, sich bei ihm und seiner Frau zu erkundigen, ob auch der Lärm, den man die Nacht über im Dorfe gemacht hätte, sie nicht im Schlaf gestört habe? „Ah, Madam, antwortete Rousseau, mit einem Ton der Stimme, welcher zu erkennen gab, wie sehr ihre Aufmerksamkeit ihn rührte, ich bin für ihre Güte sehr erkenntlich; aber Sie sehen, daß ich mich nicht wohl befinde, und es ist ein Leiden mehr für mich, sie zum Zeugen meiner Schmerzgefühle zu haben. Ihre eigene Gesundheit ist zu empfindlich, um Andere leiden zu sehn. Sie werden mir daher ein Vergnügen erweisen und zugleich eine Pflicht gegen sich selbst

erfüllen, wenn Sie sich entfernen und mich mit meiner Frau allein lassen.“ Frau von Gerardin glaubte seinen Willen erfüllen zu müssen; sie kehrte nach dem Schlosse zurück, um durch ihre Gegenwart ihm nicht hinderlich zu seyn, sich denjenigen Beistand leisten zu lassen, den sein Uebel zunächst zu erfodern schien.

„Sobald er mit seiner Frau sich allein sah, bat er sie, sich neben ihn zu setzen. — Hier bin ich, mein Lieber; wie befindest du dich jetzt? — Ich leide entsetzlich; aber ich bitte dich, öffne mir das Fenster, damit ich noch einmal jenes Grün sehe. Wie schön es ist! — Was willst du damit sagen, lieber Mann? — Es war immer, antwortete er, mit der vollkommensten Ruhe, eine meiner Bitten zu Gott, daß ich ohne Arzt und ohne Krankheit sterben mögte, und daß du mir die Augen zudrücktest. Mein Gebet ist seiner Erhörung nahe. Habe ich dir jemals Misvergnügen gemacht; hast du, seit unserer Verbindung irgend ein Misgeschick erfahren, welches ohne mich dich nicht betroffen haben würde: so bitte ich dich, verzeihe mir's! — Ach, rief sie weinend aus, mir, nicht dir, geziemt es, dich zu bitten, daß du mir den Verdruß und die Sorgen, die ich dir gemacht habe, verzeihen mögest! Aber noch einmal, was willst du damit sagen? — Höre, liebe Frau, ich fühle, daß ich sterbe. Aber ich sterbe in vollkommener Geistesruhe. Ich habe Niemanden jemals Leid zufügen wollen; ich darf daher

auf

auf Gottes Barmherzigkeit hoffen. — — Meine Freunde haben mir versprochen, daß sie über die Papiere, die ich ihren Händen anvertraute, nie ohne deine Einwilligung verfügen wollten; und Herr von Gerardin wird die Güte haben, auf die Erfüllung dieses Versprechens zu halten. Danke ihm und seiner Frau in meinem Nahmen; ich lasse dich in ihren Händen, und ich rechne hinlänglich auf ihre Freundschaft, um die süße Ueberzeugung mit mir zu nehmen, daß sie Vater- und Mutterstelle bei dir vertreten werden. Sage ihnen, daß ich sie um die Erlaubniß bitte, in ihrem Park begraben zu werden; der Platz ist mir gleichgültig. Mein Souvenir gieb meinem kleinen Hofmeister, mein Kräuterwerk dem Fräulein von Gerardin. Gieb auch den Armen des Dorfs etwas, damit sie für mich beten; und daß doch ja das gute Ehepaar, dem ich zu seiner Einrichtung behülflich war, das Geschenk erhalte, welches ich ihm bestimmt hatte. Noch bitte ich dich angelegentlichst, nach meinem Tode meinen Leib von sachverständigen Personen öffnen und über das, was sie bemerken werden, ein genaues Protokoll aufsetzen zu lassen." *)

*) „Sein Bewegungsgrund hiezu war — seine Sitten zu rechtfertigen und seinen Verläumdern zu beweisen, daß seine Schwächlichkeiten nicht von Ausschweifungen herrührten. Die Untersuchung seines Körpers hat ihn von diesem Verdachte völlig freigesprochen." Es ist höchst

„Unterdeß nahmen die Schmerzen zu. Er klagte über heftige Stiche in der Brust und im Kopfe. Da seine Frau unvermögend wurde, sich länger Zwang anzuthun, um ihre Betrübniß zu verbergen: so vergaß er seine eigenen Leiden und suchte sie zu trösten. Siehe, sagte er, indem er mit einer Art von Entzücken, wobei er die ganze Kraft seines Herzens zusammenzuraffen schien, nach dem Firmament zeigte, wie rein der Himmel ist! Kein einziges Wölkchen trübt ihn. Ich sehe in ihm den Gott der Erbarmung, der mich in seinen Schooß aufnehmen will! *) — — Bei diesen Worten sank er vorwärts auf den Boden nieder, und riß seine Frau mit sich hin. Sie that ihr Möglichstes, ihn wieder aufzurichten; da sie ihn aber sprachlos und ohne Bewegung fand; so brach sie in ein lautes Geschrei aus,

traurig, einen Rousseau, von einer solchen Vorstellung noch in den letzten Augenblicken seines Lebens beunruhiget zu sehen — Man fand bei der Oefnung des Körpers eine Menge wässerichter Feuchtigkeiten, die sich zwischen der Substanz des Gehirns und den Membranen angehäuft hatten, und vermuthlich die Ursache seines Todes waren, weil man keine andere finden konnte. Ursache genug.

*) Da diese Worte auf der mündlichen Aussage seiner Frau beruhen: so können die kleinen Verschiedenheiten in den Nacherzählungen derer, die sie von ihr hörten, nicht befremdlich scheinen.

aus, worauf die Nachbarn ihr zu Hülfe eilten. Man hob den Körper auf, und legte ihn aufs Bette. — In diesem Augenblicke trat ich hinein; ich ergriff seine Hand, fühlte noch einige Lebenswärme darin, und bildete mir daher ein, daß der Puls noch nicht still stünde. Ich hielt diesen Stral von Hofnung fest, ließ sogleich einen benachbarten Wundarzt holen, und schickte einen Boten nach Paris, um einen Arzt, Rousseau's Freund, so schnell als möglich herbeizurufen. Ich selbst wandte flüchtiges Alkali an; hielt ihm dasselbe unter die Nase, und schüttete ihm zu wiederholtenmalen einige Tropfen davon ein. Umsonst! Die für ihn so angenehme, für uns so traurige Vollendung war geschehen. Lehrte er mich gleich sterben, so hat er mich doch nicht lehren können, seinen Verlust zu ertragen."

„Es ist gewiß, daß R. seine letzte Stunde mit kaltem Blute, ja sogar mit Vergnügen herannahen sahe. Bei dieser Unterwerfung unter die Hand der Vorsehung, und bei seiner Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, war es schon längst einer seiner Grundsätze geworden, daß er das Ende seines Lebens nicht beschleunigen dürfe, ohngeachtet dieses Leben, der beständigen Leibes- und Seelenleiden wegen, die ihm das Daseyn verbitterten, ihm zur Last war. Der Selbstmord war den Grundsätzen, die er unwiderruflich angenommen hatte, zuwider: allein gewohnt seit einer langen Reihe von Jahren, das

Ende des Lebens als den einzigen Zeitpunkt zu betrachten, da es ihm vergönnt seyn würde, die ihn betroffenen Verräthereien und Verfolgungen ganz zu vergessen und zugleich von der Furcht, sie erneuert zu sehen, befreit zu werden, hatte er es niemals hehl, daß der Tod ihm allerdings etwas wünschenswürdiges zu seyn schiene."

„Kurz, alle Umstände, welche vor seinem Tode hergegangen sind, welche ihn begleitet haben und darauf folgten, beweisen, daß er eines natürlichen und keineswegs erzwungenen Todes starb. Hätte er geglaubt, ohne ein Verbrechen zu begehen, sich Gewalt anthun zu dürfen: so würde er es nicht verhehlt haben; er würde wenigstens gegen seine Freunde etwas davon geäußert haben, er, der in seinen Bekenntnissen keinen einzigen seiner Gedanken, keine einzige seiner löblichen oder tadelnswürdigen Handlungen zu verbergen suchte."

Die Frau von Stael, Neckers Tochter, hat jetzt eben gleichfalls ein Werkchen über R. geschrieben, welches in jeder Betrachtung besser ausgefallen ist, als das des Hrn. Grafen von Barruel. Es heißt: Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau. Sie hat nur 40 = 50 Exemplare drucken lassen, und diese unter ihre Freunde vertheilt; allein wie lange wird es währen, daß man es in allen Buchläden wird kaufen können? Die Verfasserin dringt in Rousseau's Geist, wie in

den

den Character und Sinn seiner Schriften, oft tief genug ein; hin und wieder aber läßt sie sich von der Begierde schön und sinnreich zu schreiben, zu einem Galimatias verleiten, den man auf bestimmte Begriffe zurückzuführen sich umsonst bemüht. Das mögte indeß hingehn. Was ich ihr aber nicht so leicht vergeben kann, ist dieses: daß sie, um ihr Schriftchen mit etwas recht Pikanten aufzustutzen, auf einige schlechtgegründete Scheinbeweise hin, das von Rousseau's hämischen Feinden verbreitete Gerücht bestätiget, und ihn — des Selbstmordes beschuldiget. Ich für mein Theil würde eine solche Beschuldigung gegen einen solchen Mann, auch wenn ich die Belage dazu in Händen hätte, zur Ehre der Menschheit, so sehr ich könnte, unterdrücken zu müssen glauben: weil es niemals frommen, wol aber in mancher Betrachtung schaden kann, die Schwachheiten und Verirrungen großer Menschen, die einen beträchtlichen Einfluß auf die Denkungsart und Sittlichkeit ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt haben, ans Licht hervorzuziehn. Urtheilen Sie daher, wie sehr ich befremdet seyn mußte, die Frau von Stael eine solche Beschuldigung ohne statthafte Beweise vorbringen zu hören; und wie angenehm es mir seyn müsse, mich im Stande zu sehn, Ihnen mit der Nachricht von dieser Beschuldigung zugleich die Beweise geben zu können, daß sie ungegründet sey. Hier haben Sie zuvörderst die Anklage der Frau v. St. mit ihren eigenen von mir übersetzten Worten:

„Man wird sich vielleicht wundern, daß ich als etwas Ausgemachtes annehme, Rousseau habe sich selbst das Leben genommen. Aber der nämliche Genfer, von dem ich oben redete (Hr. Mouton) erhielt einige Zeit vor Rousseau's Tode einen Brief von ihm, welcher dies Vorhaben anzukündigen schien. Als er nachher über die letzten Momente desselben die sorgfältigste Nachforschung anstellte, erfuhr er, daß R. an dem Tage, da er starb, zwar bei vollkommener Gesundheit aufstand, aber dennoch äußerte (gegen wen? und wann? Als er aufstand, oder als er sterbend im Lehnstuhle saß?) daß er die Sonne heute zum letztenmal sehen würde; und daß er sich den Kaffe, den er vor dem Ausgehen trank, selbst gekocht habe. Nach einigen Stunden kam er zurück, und da er zu eben der Zeit anfing heftig zu leiden: so wollte er durchaus nicht zugeben, daß man Hülfe für ihn suchte oder Jemanden benachrichtigte. Einige Tage vorher hatte er die niederträchtige Liebe seines Weibes zu einem ganz gemeinen Kerl gemerkt. Diese Entdeckung schien ihn niederzubeugen; er saß acht Stunden lang in tiefen Gedanken am Ufer eines Wassers. Wenn man diese einzelnen Umstände mit dem ihm eigenen Hange zur Traurigkeit und mit dem außerordentlichen neuen Zuwachs an Mistrauen und schreckhaften Empfindungen vergleicht: so kann man, dünkt mich, wol unmöglich länger zweifeln, daß dieser große und unglückliche Mann sein Leben selbst geendiget habe.“

Und

Und mich dünkt, man darf diese Umstände, so wie die Frau v. St. sie hier angegeben hat, nur etwas genauer ansehn und mit einander vergleichen, um sich dadurch schon allein zu überzeugen, daß sie — nichts beweisen. Denn

1. soll R. Brief an den Hrn. Mouton doch nur anzukündigen scheinen, daß er mit dem Vorhaben, sich zu entleiben umgegangen sey. Warum führte man denn nicht lieber Rousseau's Worte selbst an? Dies zu thun würde man, wenn sie mehr als einen bloßen ungewissen Schein enthielten, gewiß nicht ermangelt haben. Wenigstens hätte man dies thun sollen.

2. Zweitens erhielt Hr. Mouton diesen Brief einige Zeit vor R. Tode; und doch soll das, was R. zum Selbstmorde verleitete, sich erst einige Tage vor seinem Tode ereignet haben. Er kündigte also sein Vorhaben an, noch ehe es sein Vorhaben war; oder — welches auf eins hinausläuft — er meldete seinen Entschluß, noch ehe das, was ihn zu diesem Entschlusse bewog, vorgefallen war! Das dürfte doch wol ein handgreiflicher Widerspruch seyn.

3. Wenn das angeblich genommene Gift stark genug war, ihn nach Verlauf einiger Stunden zu tödten: so konnte es unmöglich erst zu wirken anfangen, da er, nachdem er es genommen, schon einige Stunden herumgegangen und nun wieder zu Hause

gekommen war. Ein gewöhnliches Abführungsmittel äußert seine Wirkung früher.

4. Wer ist der Gewährsmann der Nachrichten, daß R. einige Tage vor seinem Tode die Niederträchtigkeit seines Weibes entdeckt, und daß er deswegen acht Stunden lang in tiefer Schwermuth am Wasser gesessen habe? Ich habe mich zu Ermenonville vergebens darnach erkundiget; niemand wußte etwas davon. Zwei so wichtige Umstände, worauf man eine so wichtige Anklage gründet, hätten entweder gar nicht, oder mit namentlicher Aufrufung unverwerflicher Zeugen angeführt werden sollen. Sie haben aber oben gesehn, daß die Zeugen etwas ganz anders aussagen.

5. Daß R. seinen Kaffee an diesem Tage selbst machte, ist, wie aus obigem Bericht erhellet, eine Unwahrheit. Auch konnte dieser Kaffee nicht vergiftet seyn, weil R. Frau und Magd gleichfalls davon tranken, ohne sich übel darnach zu befinden.

6. Die Liebeshändel der unwürdigen Frau unsers R. fingen, wie zu Ermenonville Jedermann versichert, erst eine Zeitlang nach seinem Tode an; konnten auch wol nicht eher anfangen: weil der Kerl, der sich bewegen ließ, sich mit dem alten Weibe zu beladen, es lediglich um ihrer Pensionen, nicht um ihres alten Gesichts willen that.

7. Daß R., wenigstens noch sechs Tage vor seinem Tode zu Ermenonville vollkommen zufrieden lebte und an nichts weniger dachte, als sich selbst das Leben zu nehmen, erhellet, unter andern, aus folgendem, von einem braven Mann, Hrn. le Begue de Presle, bezeugten Umstande, den ich mit den Worten eines andern braven Mannes, *) der ihn aus dem Munde des Ersteren hat, hierhersetzen will.

„Sein Freund, Hr. le Begue de Presle (der ihn nach Ermenonville geführt hatte) besuchte ihn daselbst den 5ten und den 21sten Jun. und blieb bei ihm bis zum 26sten (also bis zum sechsten Tage vor seinem Tode; denn er starb den 2ten Jul.) **) Er fand ihn jedesmal vergnügt, jedesmal voll Dankbarkeit gegen seine Gastfreunde und gegen ihn, seinen Freund, der ihn mit jenen in Verbindung gebracht hatte — indem er entweder damit beschäftiget war, seine Compositionen von der Familie aufführen zu lassen, oder sich mit einem der Kinder abgab, welches er liebgewonnen, dem er Neigung zur Kräuterkunde eingeflößt hatte, und woran er schon so stark hing, daß es ihn schmerzte, wenn dasselbe

*) Des Hrn. Mercier.

**) Er war auch, wie aus dem nachfolgenden Briefe der Gräfin von Vassy erhellet, entweder am Abend vor dem Sterbetage, oder an dem Sterbetage selbst dahin zurückgekehrt, weil er auch an diesem Tage daselbst zugegen war.

selbe einmal ausblieb und ihn nicht, wie gewöhnlich, auf seinen Spaziergängen begleitete. Er bat seinen Freund beim Abschiednehmen, er mögte ihm Papier zur Fortsetzung seines Kräuterbuchs und Farben zu den Einfassungen schicken, und bei seiner Zurückkunft im September ihm Romane und Reisebeschreibungen, die er seiner Frau und Magd vorläse, und verschiedene botanische Werke über den Hundszahn (Schoßwurz), über die Moose und Schwämme mitbringen, die er den Winter über zu studiren dächte. Er fügte sogar hinzu, daß er nicht abgeneigt wäre, auch einige noch unvollendete Werke fertig zu machen, wie z. B. die Oper Daphnis, und die Folge des Emils."

Diese Plane, Projecte und Aufträge können doch unmöglich von einem Manne herrühren, der mit dem Gedanken, sich in einigen Tagen zu entleiben, umging.

8. Was aber die Sache außer allen Zweifel setzt, ist dieses: daß Hr. v. Gerardin den Körper seines entschlafenen Freundes, dem ausdrücklichen Verlangen desselben gemäß, *) in seiner und des Hrn le Begue de Presle Gegenwart von Wundärzten zergliedern und über die gefundene natürliche Ursache seines Todes ein Protokoll aufnehmen ließ, wel-

*) Und würde R. dies verlangt haben, wenn er sich bewußt gewesen wäre, Gift genommen zu haben, und wenn er diese That hätte verheimlichen wollen?

welches um so weniger Mistrauen erwecken kann, da die Vermuthung, Rousseau habe seinen Tod durch Gift beschleuniget, damals noch Niemanden in den Sinn gekommen war.

Man sagt, daß die Gräfin von Vassy, Tochter des Herrn von Gerardin, der Frau von Stael einen sehr interessanten Brief geschrieben habe, um sie zu überzeugen, daß sie durch ihre übereilte Beschuldigung sich an Rousseaus Schatten versündiget habe. Ich habe mich bemüht, eine Abschrift dieses Briefes zu bekommen; sie war mir auch versprochen: aber bis jetzt ist meine Hofnung unerfüllt geblieben.

Man erlaube mir hier, einen Zusatz einzuschieben, den ich erst jetzt, da dieser Brief der Presse übergeben werden soll, beifügen konnte. Jetzt ist nämlich das eben erwähnte Schreiben der Gräfin von Vassy nicht bloß im Original, sondern auch bereits in einer deutschen Uebersetzung zugleich mit der Antwort der Frau von Stael erschienen. Ich theile daher beide, da sie zur Vollständigkeit der obigen Erörterung gehören, meinen Lesern in derjenigen Uebersetzung mit, die sich in der deutschen Ausgabe der Briefe der Frau von Stael (Leipzig bei Kummer 1789) davon findet. Hier sind sie.

Schreiben der Gräfin Alexandrine von Vassy an die Frau von Stael.

Madame,

Rousseau hinterließ bei seinem Tode denjenigen, die um ihn waren, das Andenken seiner Tugenden und die Sorge für seinen guten Nahmen. Mit diesen Ansprüchen wage ich der Briefe zu erwähnen, die sie über ihn geschrieben haben. Dieses in mehr als Einer Rücksicht vorzügliche Werk wird die Neugierde des Publicums reizen und zugleich befriedigen; und Bedauern über den, der nach Lesung dieser Briefe nicht das nämliche für Rousseau fühlt, was Sie dabei fühlten! Indessen hat man Sie hintergangen, als man Ihnen sagte, daß Rousseau sein Leben selbst geendiget hätte, und dieser durch Sie bekräftigte Irthum, kann von so schlimmen Folgen in Rücksicht der Wirkung, und dem Andenken Rousseau's so nachtheilig werden, daß ich es mir zu einer heiligen Pflicht mache, diese Sage zu widerlegen. Ein Mann, wie er, gehört der ganzen Welt; er überzeugt durch seine Vorschriften, und reißt hin durch sein Beispiel.

Rousseau's Tod war so rührend, so schön und erhaben, es ist eine so hohe Lehre einen großen Mann zu sehen, der mit Schmerz und Tod kämpft, die ihm geleistete Hülfe mit Erkenntlichkeit annimmt, und ohne Zittern dem Augenblick seiner Zerstörung entgegen

gen sieht; dies Beispiel war mir selbst, die beinahe Augenzeugin davon war, so lehrreich, daß ich es nicht gleichgültig mit ansehen kann, wenn man Rousseau einer Handlung beschuldiget, an die sein Herz nie dachte, und die allen seinen Grundsätzen widersprochen hätte.

Nein, Madame, Rousseau hat sein Leben nicht freiwillig geendiget, und die Erzählung der Umstände, die seine letzten Augenblicke begleiten, ist so, wie Sie dieselben vortragen, nicht ganz richtig. Rousseau konnte damals von der Untreue seiner Frau, oder vielmehr der Person, der er die Gunst erwiesen, sie seinen Nahmen führen zu lassen, noch nicht unterrichtet seyn, weil erst ein Jahr nach Rousseau's Tode ihr Betragen eine solche Wendung nahm, *) daß sie nicht länger zu Ermenonville bleiben durfte.

Die Beweise, die ich Ihnen von meiner Behauptung geben kann, sind die Abschrift des Protokolls der Wundärzte, das Zeugniß meines Vaters, das des Herrn le Begue de Presle, eines vertrauten Freundes des Verstorbenen, der zu der Zeit gerade zu Ermenonville war, endlich ein Aufsatz, welcher

*) d. i. zum öffentlichen Scandal ward. Denn der Anfang ihrer Vertraulichkeit mit dem Bedienten erfolgte, wie man mich zu Ermenonville versicherte, schon früher.

cher die kleinsten Umstände dieses traurigen Vorfalls enthält.

Ihre Theilnehmung an R. Andenken macht Sie würdig die Wahrheit zu hören; die meinige legt mir die Pflicht auf, sie zu sagen; und so bedarf ich keiner Entschuldigung wegen eines Briefes, den sein Bewegungsgrund rechtfertiget. Ich habe die Ehre ꝛc.

de Gerardin,
Gräfin Alexandrine von Vassy."

So sehr man dem Verstande und Herzen der edlen Verfasserin dieses Briefes Gerechtigkeit widerfahren läßt: so wenig begreift man, wie Neckers geistreiche Tochter ihn so beantworten konnte, wie sie gethan hat. Für eine gerade und verständige Freundin der Wahrheit, der es nicht sowohl darum zu thun war, die Augen des Publicums durch eine befremdende angebliche Entdeckung auf sich zu ziehen, als vielmehr einen, die Menschheit interessirenden Umstand der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, standen, scheint es, nur zwei Wege offen, die sie bei der Beantwortung jenes Briefes auf eine ehrenhafte und ihrer würdige Weise betreten konnte; der eine, zu sagen: ich hatte mich geirrt, und Ihre Gründe haben mich eines Bessern belehrt; der andere: ich kann meine Beschuldigung noch nicht zurück nehmen, und hier sind meine Gründe! Was thut aber die Frau von Stael? Beides; indem sie mit der einen

Hand

Hand ein Geständniß ihres Irthums giebt, nimmt sie es mit der andern wieder zurück. Man höre!

Antwort der Frau von Stael auf vorstehendes Schreiben.

Ein Sekretair meines Vaters, aus Genf gebürtig, der den größten Theil seines Lebens mit Rousseau zugebracht hat, ein Anderer, Nahmens Mouton, ein Mann von vielem Geist und ein Vertrauter von Rousseau, haben beide mir dasjenige bezeugt, *) was ich geschrieben habe. Auch habe ich Briefe von Rousseau's Hand gesehen, die er kurz vor seinem Tode **) geschrieben, worin der Entschluß sein Leben zu endigen nicht undeutlich enthalten ist. ***). Diese Umstände werden meinen Irthum entschuldigen; denn so nenne ich eine Meinung, die Sie

*) Was konnten diese denn bezeugen, da sie nicht zugegen gewesen waren?

**) Jetzt soll R. diese Briefe kurz vor seinem Tode geschrieben haben; in ihrer ersten Anklage hatte die Verfasserin nur behauptet, daß der Schweizer sie einige Zeit vor R. Tode erhalten habe! Warum giebt man denn, statt dieser schwankenden, sich widersprechenden Versicherungen nicht lieber das Datum der Briefe an?

***) Nun heißt es: ist; anfangs begnügte man sich nur mit einem scheint. Warum legt man uns denn nicht lieber R. Worte selbst vor?

Sie besteriten. **) Ich wollte anfangs Ihr Schreiben meinem eigenen Briefen über Rousseau beifügen; allein einige darin enthaltene, mich betreffende Schmeicheleien, erregten in mir Furcht, man mögte vermuthen, es wäre mir mehr an der Bekanntmachung Ihres Beifalls als an R. Rechtfertigung gelegen. **) Bedarf es denn wol einer Rechtfertigung? Und werden Sie ein Vergehen strenge beurtheilen, welches eine so mächtige Entschuldigung, wie den Druck des Unglücks, mit sich führt? ***) Ihnen, Madame, die Sie mit Menschen umgeben sind, die Sie lieben, Ihnen sind dergleichen tiefe See-

*) Aus Höflichkeit oder aus Ueberzeugung? In beiden Fällen mußte die Verfasserin dabei bleiben; sonst war ihre Höflichkeit unhöflich, ihre Ueberzeugung Vorstellung.

**) Für diese Besorgniß wäre Rath gewesen; die beifallgebenden Ausdrücke hätten ja nur dürfen weggestrichen werden. Frau v. St. hätte ja nur die beweisenden Beilagen ihrer Correspondentin dürfen abdrucken lassen! Eine Dame, deren Bescheidenheit sie nicht gehindert hat, als Schriftstellerin aufzutreten, muß, dünkt mich, aus übertriebener Bescheidenheit nicht etwas unterdrücken wollen, was zur Berichtigung ihrer schriftstellerischen Aeusserungen dienen kann.

***) Ein **Vergehen** ist doch immer ein Vergehen, auch wenn es eine noch so mächtige Entschuldigung für sich hat. Warum soll man einen Beschuldigten lieber **entschuldigen** als **rechtfertigen** wollen, wenn man letzteres in seiner Macht hat?

Seelenschmerzen unbekannt; aber ihr Herz ist fähig, sie mitzufühlen und zu verzeihen. *) Gesetzt also auch, ich hätte mich geirrt, so glaube ich Rousseau's Andenken dadurch nicht zu nahe zu treten; **) und da dies Werkchen ohnehin nur für meine Freunde bestimmt ist, so verlohnt es sich nicht der Mühe den Fehler zu verbessern; ***) es würde dadurch nur den Anstrich einer Wichtigkeit erhalten, die es nicht besitzt und nie besitzen kann. ****) Empfangen Sie indes-

 sen

*) Warum verzeihen, wo man freisprechen kann?

**) Wirklich nicht? Es wäre für R. Andenken gleichgültig, ob die Nachwelt von ihm glaubte, daß er sich selbst entleibet habe, oder daß er eines natürlichen Todes gestorben sey? Man vermißt hier ein wenig das feine moralische Zartgefühl, welches Neckers Tochter nie verläugnen — selbst gegen die Versuchungen der schriftstellerischen Eitelkeit behaupten sollte.

***) Nicht? Verdient ein Irthum, den man funfzig Freunden beigebracht hat, keine Verbesserung? Und war die Frau v. St., die in unserer großen und schriftstellerischen Welt so gut bewandert ist, nun auf einmal so fremd auf diesem Erdenrunde geworden, um nicht zu wissen, daß das, was man für funfzig Freunde drucken läßt und unter sie vertheilt, im kurzen der ganzen Welt gehört?

****) Was uns wichtig genug schien, gedruckt zu werden, das muß uns auch wichtig genug scheinen berichtiget zu werden, besonders wenn es einen so wichtigen Mann und eine so wichtige Beschuldigung betrift. Die Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, besonders an einem Frauenzimmer: aber sie muß auch folgerecht seyn.

sen meinen Dank, und verzeihen Sie, wenn ich nicht so, wie ich es wünschte, den großen Mann, den Sie liebten, seiner würdig geschildert habe. Hätte er je gewußt, wie sehr er von Ihnen geliebt würde, so bin ich überzeugt, daß er nie den Gedanken gefaßt hätte, sein Leben zu endigen. *) Ich habe die Ehre, u. s. w.

Necker, Baronessin von Stael.

Genug zur Entkräftung einer Beschuldigung, die schon an sich selbst so unwahrscheinlich war, daß sie, rührte sie nicht von einer achtungswürdigen Person her, ganz und gar keine Aufmerksamkeit verdient hätte!

Die

*) Dies Compliment macht der Artigkeit der Frau Baronessin ohnstreitig Ehre; aber auch ihrer Wahrheitsliebe? Durfte sie beim Schluß eines Briefes, worin sie ihre Beschuldigung einen Irthum genannt hatte, die nämliche Beschuldigung, als wenn sie erwiesen wäre, noch einmal wiederholen? Und das ohne die Gegengründe ihrer Correspondentin widerlegt zu haben? Und das ohne an die Stelle der von jener widerlegten Gründe neue Gründe anzuführen? Wenn das vornehm gedacht ist, mögte man hier mit Lessings Paul Werner sagen, so ist es, bei meiner armen Seele, auch sehr abgeschmackt gedacht!

Die neue Ausgabe von Rousseau's Werken, welche Herr Mercier besorgt, und wovon bereits einige Lieferungen erschienen sind, wird, wie an Schönheit, so auch an Vollständigkeit, alle andere, die wir bisher davon hatten, weit übertreffen. Sie wird mit Didotschen Schriften gedruckt und mit neunzig saubern Kupferstichen, größtentheils von Marillier gezeichnet und von Ponce gestochen, geziert werden. Wie groß die Nachlese an neuen Handschriften sey, welche Herr Mercier noch aufzutreiben das Glück gehabt hat, kann man daraus schließen, daß diese Ausgabe 34 bis 36 Bände, jeder zu 4-500 Seiten in groß Octav gerechnet, stark werden, also wenigstens ein gutes Drittel mehr enthalten wird, als die vollständigste der vorhergehenden Ausgaben enthielt. Auch der zweite Theil der Bekenntnisse wird — wenigstens hat man Hrn. Mercier mehr als wahrscheinliche Hofnung dazu gemacht *), hinzu kommen. Dies ist aber nicht das einzige Verdienst, welches der Herausgeber sich dabei erwerben wird. Er wird auch die einzelnen Schriften, woraus diese Werke bestehen, in eine bes-

 sere

*) Jetzt, da dieser Brief der Presse übergeben wird, verbreitet sich eine schon gedruckte Copie dieses zweiten Theils der Bekenntnisse. Wenn diese ächt ist, so muß sie von einem Andern hergegeben seyn, als von demjenigen, der sie Hrn. Mercier versprach. Man weiß, daß drei Personen an verschiedenen Orten Abschriften davon besaßen.

sere Ordnung bringen, und alles, was dem Inhalte nach zusammen gehört, neben einander stellen. Aus Liebe zu dem großen Manne, dem er dieses seiner würdige Denkmal errichtet, hat er sich der mühseligen Arbeit unterzogen, die unzählbare Menge von literarischen Ausfällen, welche auf R. geschahen, durchzulesen und kurze Auszüge daraus zu machen, die er, jeden an seinem Orte anbringen, und zugleich nachweisen wird, wo R. entweder absichtlich oder zufällig darauf geantwortet oder Rücksicht darauf genommen hat. Mancherlei interessante Anecdoten, welche über R. Character und Schriften ein neues Licht verbreiten können, werden überall eingewebt werden. Dies alles, und die außerordentliche Genauigkeit des Drucks, werden diese Ausgabe zu einer der schönsten, vollständigsten, und verdienstlichsten machen, die wir von irgend einem neuern Schriftsteller bisher erhalten haben. —

Dies von Rousseau, dem von seinen Zeitgenossen verkannten, geschmähten und gekränkten Dulder! Und so viel denn auch für heute überhaupt! Morgen, wenn ich wieder eine nächtliche Stunde für Sie stehlen kann, schreibe ich Ihnen noch einmal — ach! zum letztenmale von hier. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir geht, Paris schon jetzt wieder verlassen zu müssen, zu einer Zeit, da man an diesem Orte innerhalb einer Woche länger lebt, als anderwärts in einem Jahre — vorausgesetzt, daß

nicht

nicht die Tage, die wir zählen, sondern die größere oder geringere Menge, Mannigfaltigkeit und Neuheit der Empfindungen und Vorstellungen, die unsere Seele beschäftigen, die Länge des Lebens bestimmen. Nach diesem Maaßstabe gemessen, habe ich hier vier volle Jahre gelebt, ohngeachtet ich nur um vier Wochen älter geworden bin. — Gute Nacht, lieber St**!